

# Die Chroniken der drei Kriege

Der Herr des  
Schwarzen Schwertes

Band 2

S. A. Lee

Fantasy  
AAVAA  
VERLAG

S.A. Lee

# Die Chroniken der drei Kriege

Band 2

Der Herr des Schwarzen Schwertes

Fantasyroman

LESEPROBE

© 2018 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: nach einer Vorlage von Inga Sommar, bearbeitet von Ilona Mülli

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2614-8

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2615-5

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2616-2

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2617-9

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



*Familiae meae amicisque meis,  
sine quibus perdita essem.*



## Kapitel 1 – Allein

*Grenzwald, Sommer im Jahr 1097 des zweiten Zyklus*

Der Weg war leicht abschüssig, doch das machte ihn nur heimtückischer; überall lauerten verborgene Wurzeln und glitschige Steine, an denen man hängenbleiben oder ausrutschen und sich den Hals brechen konnte. Megan war froh darum, denn so wurde ein Teil von ihr davon abgehalten, über das Geschehene nachzudenken. Jeder Schritt, den sie tun musste, war eine Befreiung, ihre schmerzenden Muskeln eine willkommene Ablenkung von dem, was in ihrem Inneren tobte. Sie weinte nicht, hauptsächlich weil sie nicht die Kraft dazu hatte, allerdings tat jeder Atemzug weh, den sie in ihre verkrampte Brust zwang. Bilder wirbelten ihr durch den Kopf, tausende Bilder, die sich in ihrem Leben angesammelt und zu einer dunklen,

zerstörerischen Wolke verdichtet hatten, die sich jetzt in ihr ausbreitete.

Das Gesicht des ersten Mannes, den sie getötet hatte – von Unglaube gezeichnet, ehe sich sein Mund zu einem Schrei grässlichster Schmerzen öffnete ... Ihre eigene Stimme, die nach ihrem Vater schrie, während unbekannte Männer sie in eine Kutsche zerrten ... Die furchtbar zugegerichteten Leichen, die sie jetzt hinter sich ließ, die angewiderten und angsterfüllten Stimmen der Männer, die Mordabsichten in ihren Augen ... Und am deutlichsten von allem Kirin, der sie anstarrte, als wüsste er nicht, wer sie war, der sich mit Eisentüren hinter den Augen von ihr abwandte, während ihr das Herz in der Brust zu Asche zerfiel.

Krampfhaft schluchzend blieb sie stehen, doch noch immer kamen keine Tränen. Sie hatte nie weinen können, wenn sie von den *Kräften* Gebrauch gemacht hatte; sie vermutete, dass die Säure in ihrem Körper alle übrigen Flüssigkeiten verbrannte. Maßlos erschöpft blieb sie stehen und lehnte sich gegen einen Baum; die

Spalte im Fels lag Meilen um Meilen hinter ihr zurück, doch noch immer war ihr, als sähe sie schwarze, verbrannte Flecken dort, wo ihre Füße den Waldboden berührten. Sie schleppte das Blut der Toten hinter sich her, und ebenso ihre rächenden Geister.

„Gleichgültig, ob ich sie getötet habe oder ob sie durch Pfeile und Schwerter gefallen sind – alle werden sich mir anheften, denn ich verdiene den meisten Hass.“

Sie ließ sich ins Gras fallen und grub schwerfällig nach Essbarem in ihrem Vorratsbeutel. Sie wusste, sie musste sparsam damit umgehen, doch ein nagendes Gefühl hatte sich in ihrem Bauch ausgebreitet, das schmerzte und sich nicht mehr länger ignorieren ließ. Lustlos kaute sie ein Stück trockenes dunkles Brot, das die Waldmenschen ihnen mitgegeben hatten, doch das Gefühl wurde dadurch nur stärker. Schließlich gab sie es auf, steckte den Rest zurück in den Beutel und nahm stattdessen ihren Wasserschlauch zur Hand. In tiefen Zügen leerte sie das Wasser in sich hinein, und mit jedem

Schluck war ihr, als tränke sie flüssiges Feuer. Trotzdem hörte sie nicht auf, bis der ganze Schlauch geleert war, und warf ihn dann neben sich auf die Erde. Ihr Blick schweifte über die endlosen Reihen graugrüner Bäume ringsum, und ihr wurde bewusst, wie schrecklich verloren und winzig sie war. Stockend zog sie die Knie an und bettete ihren Kopf darauf. Sie wünschte, der kreiselnde Sturm in ihrem Kopf würde sich legen, doch jetzt, da ihr Körper ruhte, wurde es nur schlimmer: Der Mann aus Pelta schrie ohrenbetäubend, während die Mächte, die sein Verderben waren, in ihr brannten, Tainens grauenhaft entstellte Augen flimmerten ihr entgegen und erinnerten sie daran, was für ein Verbrechen es war, zu existieren.

Etwas sickerte feucht ihre Schläfe entlang, und als sie aufblickte, sah sie, dass sie blutete. Verärgert zog sie die Hände aus den Haaren; Limrian hatte, als sie ein Kind gewesen war, dafür gesorgt, dass sie aufhörte sich blutig zu kratzen. Nächstelang hatte sie mit ans Bett gefesselten Händen verbringen müssen, während Erinne-

rungen sie wachhielten, die mehr schmerzten als alle Fingernägel dieser Welt. Irgendwann hatte es gewirkt; seit neun Jahren war es das erste Mal, dass sie sich selbst verletzt hatte. Aber es fiel ihr schwer, sich daraus einen Vorwurf zu machen, wenngleich Limrian, das wusste sie, dafür die richtigen Worte gefunden hätte. Sie legte die Hände mit den Handflächen nach unten auf den Boden und setzte sich darauf. Dann blickte sie hinauf in den Himmel: Die Sonne war schon fast untergegangen, Stückchen dämmerigen Blaus waren durch die Baumkronen zu sehen. Bald würde es Nacht werden.

Megan schüttelte den Kopf. „Was tue ich nur?“, flüsterte sie den Blättern zu, erhielt aber keine Antwort. Das überraschte sie nicht: Von klein auf hatte man sie gelehrt, zu den Göttern zu beten, doch weder die Drei noch sonst irgendwelche Mächte, von denen sie in der Bibliothek gelesen hatte, hatten sie je erhört.

Gebete waren nur für Menschen. Und nur ihnen gingen sie in Erfüllung. Langsam stand

sie auf und sammelte ihre Habseligkeiten ein; viel war es nicht mehr, nur ein Jagdrucksack mit wärmerer Kleidung, ihr Vorratsbeutel und der Trinkschlauch. Außerdem trug sie, sorgfältig in ihre Schlafdecke eingewickelt, eine kleine Schachtel mit Arzneikräutern bei sich, darunter auch ein Vorrat an Salzen und Blättern, die sie auf ihrer Reise gesammelt hatte. Das würde sie davon abhalten zu sterben, wenn sie sich verletzen sollte, aber gegen Verhungern half es nicht. Diese Bastarde hatten ihr keinerlei Werkzeug dagelassen, das zum Jagen hilfreich wäre. Allerdings hatte sie vom Erlegen von Wildtieren ohnehin nicht die geringste Ahnung, also spielte es keine große Rolle. Sie würde sich eben einfach beeilen und so rasch als möglich mit weiterem Proviant eindecken müssen. Nur wo? Wohin sollte sie gehen? Die Antwort auf diese Frage war im Moment mehr als dunkel: Kein Mensch würde sie aufnehmen wollen.

Nirgends war sie willkommen.

Ihr erstes Zuhause war ihr weggenommen worden, als sie kaum sieben Jahre alt gewesen

war, das zweite, die Bibliothek, hatte sie aus Treue und Pflichtgefühl verlassen, um Kirin zu helfen, und wie war es ihr gedankt worden?

Für einen kurzen Augenblick züngelte Hass in ihr hoch, Hass auf Kirin und seine heuchlerischen Reden von Vertrauen und Freundschaft, nur um sie bei der ersten Gelegenheit einfach wegzuwerfen wie einen fauligen Apfel. Sie musste an den armen Jungen denken, der seinen wegen den Tod gefunden hatte ... diesen Heilernovizen aus dem Norden, der mit ihm gekommen war. Ob Kirin überhaupt um ihn getrauert hatte?

Im nächsten Moment jedoch schwand ihr Zorn und wurde von einem anderen Gefühl verdrängt, das sie nur allzu gut kannte: Schuld. Natürlich war es ihre Schuld, so war es immer gewesen, ihr ganzes Leben lang.

Sie fragte sich, warum sie überhaupt so etwas wie Bitterkeit verspürte; war es nicht normal, dass die Männer sie verstoßen hatten? Wenn es etwas gab, das sie hätte wundern müssen, dann doch nur, dass sie sich nicht von Anfang an ge-

weigert hatten, sie mitzunehmen. Eine Grünäugige, eine von den Göttern Verfluchte.

Vielleicht glaubte man als Krieger, und speziell als aus dem Osten stammender Krieger, nicht an solche Geschichten.

Nun, so dachte sie finster, von jetzt an würden sie daran glauben. Wie hatte sie damit rechnen können, so etwas wie Dankbarkeit zu erhalten? Das Höchste an Dankbarkeit, das man ihr gewährt hatte, war die Tatsache, dass sie noch lebte.

Sie hasste sich selbst. Hatte sie sich nicht geschworen, damals, dass sie niemals wieder auf ihre Kräfte zurückgreifen würde? War sie nicht eisern entschlossen gewesen, das Böse, das in ihr wohnte, für immer zu verbannen? Andererseits, was sonst hätte sie tun können, um sie alle zu retten? Nichts, absolut gar nichts. Sie streckte die Hand nach einem welken Blatt aus, das sich in ihrer Decke verfangen hatte, und schnippte es beiseite. Es hätte sie nicht überrascht, es zu Staub zerfallen zu sehen; zu gut erinnerte sie sich daran, welche Nachwirkungen der Ge-

brauch ihrer Fähigkeiten haben konnte. Damals, als sie den Tod dieses armen Mannes verursacht hatte, hatte sie sich schreiend unter dem Küchentisch verkrochen. Ein Soldat hatte versucht, sie darunter hervorzuziehen, mit dem Erfolg, dass seine Hand von üblen Verätzungen heimgesucht und schlussendlich amputiert worden war. Fast eine halbe Stunde hatte die Wirkung nachgehalten und ihre Haut für alle anderen unberührbar gemacht, und damals war es nur ein Toter gewesen. Wie lange, fragte sie sich, war sie eigentlich schon unterwegs? Gewiss Stunden, und das ohne die geringste Ahnung zu haben, wohin sie eigentlich ging. Sie hatte sich verirrt, daran gab es gar keinen Zweifel, obwohl sie geglaubt hatte, den Spuren der Gruppe zu folgen. Sie hatte keine Vorstellung davon, wo sie war, und mit zunehmender Dunkelheit würde es nur noch unmöglicher werden, das zu bestimmen. Sie suchte sich einen Platz, wo die Bäume nicht ganz so dicht standen, und bereitete eine Feuerstelle vor, so wie sie es bei den Soldaten gesehen hatte. Das Holz jedoch

war grün und die Funken, die sie mit dem Feuerstein erzeugte, zu schwach, um es zum Brennen zu bringen. Schließlich gab sie es auf, hüllte sich an einen Baum gelehnt in ihre Decke und zog sich ihre Kapuze über den Kopf.

Als sie am nächsten Tag erwachte, lag sie zusammengerollt auf der Seite und starrte blinzelnd hoch zu einem jungen Wildschwein, das den Kopf in ihrer Vorratstasche, am Rande der Lichtung stand.

„He!“, rief sie und setzte sich auf; das Tier erschrak offenbar noch mehr als sie, stieß ein lautes Quieken aus und rannte davon. Von irgendwo erschallte Antwort. Hastig rieb sich Megan den Schlaf aus den Augen, raffte ihre Habseligkeiten an sich und eilte davon. Ein rascher Blick in den Vorratsbeutel sagte ihr, dass ein Gutteil ihrer Brotvorräte fehlte, ansonsten jedoch nichts angerichtet worden war. Megan wunderte sich, dass das Schwein sich überhaupt so nahe an sie herangewagt hatte; die meisten Tiere ertrugen ihre Gegenwart nur schwer. Es

schien, als wären ihre Instinkte älter und richtiger als die der meisten Menschen. Bei dieser Überlegung fiel ihr Bìlash ein, und unwillkürlich zog sich ihre Kehle zusammen. Das gute Tier war ihr trotz seiner störrischen und eigensinnigen Natur sehr ans Herz gewachsen, denn er war der Einzige gewesen, der sich von dem Schrecken in ihr nicht hatte einschüchtern lassen. Ihn bei den Waldleuten lassen zu müssen, hatte ihr wehgetan. Trotz all ihrer Freundlichkeit war sie sich nicht sicher, ob diese Menschen ihn gut behandeln würden, wenn sie selbst nicht auf ihn achtgeben konnte. Vor allem nicht, wenn dieser lügnerische Alte unter ihnen war, der sich selbst für einen Weisen ausgab, jedoch nicht gezögert hatte, sich auf irgendwelche verdrehten schwarzmagischen Experimente einzulassen.

Nein, Bìlash würde sie dort nicht lassen. Überhaupt war das die einzige Möglichkeit, die ihr blieb: Zurückgehen, ihr Pferd holen und dann der Straße nach Egasté folgen. Megan hoffte, dass die Waldmenschen noch einmal so freund-

lich wären und ihr Lebensmittel mitgaben, auch wenn sie ihnen nicht erzählen würde, warum sie allein zurückkehrte.

Und dann, nun, sie musste einfach hoffen, dass Bìlashs Orientierung genügte, sie zurück in die Bibliothek zu bringen. Oder zumindest in Gebiete, die bewohnt genug waren, um jemanden nach dem Weg zu fragen. Außerdem musste sie hoffen, auf ihrem Weg keinen feindlichen Truppen zu begegnen, denn abgesehen davon, dass sie nie wieder zur Mörderin werden wollte, würden auch ihre Kräfte im Angesicht hunderter feindlicher Arachinen nicht viel helfen.

Und da war noch etwas anderes ... In den einsamen Jahren ihrer Kindheit hatte man ihr Geschichten erzählt darüber, was mit Halbblütern passierte, die zu oft und zu sehr der dunklen Seite in ihnen nachgaben ... Die Schwester ihres Vaters hatte dafür Sorge getragen, dass sie es niemals vergaß, und nachdem sie in die Bibliothek abgeschoben worden war, hatte sie genügend Zeit gehabt, ihren Wahrheitsgehalt anhand der alten Schriften zu überprüfen:

Halbblüter, die sich allzu sehr ihrer unmenschlichen Kräfte bedienten, fingen mit der Zeit an, selbst weniger menschlich zu werden. Ihre Haut nahm die Farbe ihrer Augen an, sie schrumpften und alterten übermäßig schnell, dazu kamen Sinnesverwirrungen, giftiger Atem und scheußliche Deformierungen, die selbst die umfassendsten Werke nicht näher hatten beschreiben wollen. Am Ende schließlich würde das, was von einem übrig blieb, nicht mehr im entferntesten menschlich sein, und sofern einen die eigenen Kräfte nicht vernichteten, würde das Blut der Westlichen einen in die Wälder zurückrufen, um ewige Folter und Verderbnis über einen zu bringen.

Also würde sie sich anstrengen müssen, von niemandem gesehen zu werden. Vorausgesetzt, sie fand überhaupt den Weg zurück in die Siedlung. In ihrer Verzweiflung verlegte sie sich auf die armselige Taktik Kal'Uns, sich am Lauf der Sonne zu orientieren, und lief grob in nördliche Richtung drauflos. Sie erinnerte sich, dass der Riese gesagt hatte, sie seien vom Kurs abge-

kommen, also würde sie sich etwas weiter westlich halten müssen, sobald sie die Grenze erreicht hatte. Während sie wanderte, schweiften ihre Gedanken ungebetenerweise immer wieder zu Kirin zurück. Sie erinnerte sich an den Tag, an dem sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte: Ungebildet war er ihr vorgekommen, beeinflussbar und dumm. Die Sorge um seinen Freund hatte sie zwar beeindruckt, aber insgesamt wirkte er so oberflächlich und unbedarft wie irgendein x-beliebiger Knecht. Als Limrian sie angewiesen hatte, ihn zu unterrichten, hatte sie sofort gewusst, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Sie hatte sich auch an die geheimniskrämerischen Treffen der Bibliotheksmagistranten erinnert, die in den Wochen und Monden zuvor immer öfter stattgefunden hatten, und ihre erste Frage nach Limrians Eröffnung war gewesen, wofür er *diesen* Jungen zu benutzen gedenke. Limrian war, wie zu erwarten, wütend geworden, hatte jedoch beschlossen, ihr die Wahrheit zu erzählen. Vermutlich hatte er geglaubt, sie könnte sonst anfangen, Gerüchte zu

verbreiten. Oh nein, er hatte ihr nie vertraut, der gute Herr Limrian. Vielleicht, weil er wusste, dass sie noch in der Lage war, sich ihre eigenen Gedanken zu machen, ohne ihn zuvor um Erlaubnis zu fragen, im Gegensatz zu all den anderen Idioten, die sich Magister und Unterweiser schimpften. Also hatte sie begonnen, Kirin zu beobachten, seinen Fortgang zu überwachen, und rasch festgestellt, dass sie sich in ihm getäuscht hatte; zugegebenermaßen hatte sie das überrascht, denn in den Jahren ihrer Kindheit, als sie so viele vermeintliche Freundschaften geschlossen und wieder verloren hatte, hatte sie sich eine ziemlich gute Menschenkenntnis angeeignet. Aber Kirin hatte sie mehr als einmal überrascht, hatte sich als fleißig, freundlich und einigermaßen begabt herausgestellt, war aufgeweckt und schlau und auf eine so treuherzige Art interessiert, dass sie allmählich begonnen hatte, ihm zu vertrauen. Umso herber war dieses Mal die Enttäuschung. Allerdings rief sie sich erneut in Erinnerung, dass einem normalen Menschen wohl kaum ein Vorwurf zu machen

war, wenn er sich von jemandem abwandte, der sich als halb menschliches Ungeheuer entpupp-  
te. Und dennoch war ein kleiner Teil von ihr,  
der bis zuletzt die Hoffnung nicht hatte aufge-  
ben wollen, furchtbar enttäuscht.

Mit einem Mal kam ihr Kal'Uns Verdacht wie-  
der in den Sinn, dass ein Verräter in ihrer  
Gruppe lauerte. Wenn dem so war, hatten sie  
den gestrigen Überfall höchstwahrscheinlich  
ihm zu verdanken. Ihr Magen verkrampfte sich,  
als sie daran dachte, dass Kirin mit der unbe-  
kannten Bedrohung allein war, doch fast sofort  
rief sie sich wieder zur Ordnung: Das war nicht  
ihre Entscheidung gewesen. Kirin hatte sich  
endgültig von ihr abgewandt und sein Schicksal  
hatte sie nicht mehr zu kümmern. Sie selbst war  
es, um die sie sich Sorgen machen musste, und  
so schwer es ihr auch fiel, würde sie versuchen,  
ihre Gedanken abzustellen. Eben als sie diese  
Entscheidung für sich getroffen hatte, stolperte  
sie und fiel flach auf die Nase. Ein frustrierter  
Schrei entfuhr ihr, der sich jedoch rasch in ein  
ersticktes Lachen verwandelte: Sie war am Fuße

des kleinen Hügels angekommen, den sie am Morgen zuvor verlassen hatten. Das bedeutete zwar, dass sie ziemlich viel im Kreis gelaufen sein musste, aber wenigstens hatte sie jetzt eine Möglichkeit gefunden, sich zu orientieren. Und außerdem wusste sie, dass sie auf dem richtigen Weg war – was immer dieses Wort auch bedeuten mochte.

Niemand hätte überraschter sein können als Megan, als sie wenige Tage später durch ein besonders hartnäckiges Strauchwerk am Ufer eines kleinen Baches stieß und sich plötzlich auf der Straße der Waldleute wiederfand. Fast hätte sie geweint vor Erleichterung.

Sie hatte schon nicht mehr geglaubt, je wieder aus diesem tückischen Unterholz herauszufinden und war innerlich beinahe bereit gewesen, sich einfach hinzulegen und fürs Sterben bereitzumachen. Jetzt jedoch schöpfte sie neue Hoffnung, kniete auf der steinigen Straße nieder und küsste sie. Angewidert wischte sie sich sogleich den Mund sauber und rappelte sich hoch; sie

wusste nicht genau, wo auf der Straße sie sich befand, aber sie vermutete, dass sie sich nach rechts wenden müsste, um zur letzten Siedlung vor dem Straßenende zurückzukehren. Ohne ein Pferd würde die Reise nach Egasté Monde dauern, außerdem sträubte sich alles in ihr dagegen, als Bettlerin zu diesem verrückten Alten und seinen Jüngern aus dem ersten Dorf zurückzukehren. Nein, sie würde sich ihres Altfallonischen bedienen, um Lebensmittel bitten und danach schleunigst den Wald hinter sich lassen. Rasch füllte sie noch einmal ihren Trinkschlauch, dann schulterte sie ihr Gepäck und stapfte los. Es war beunruhigend leicht geworden in den vergangenen Tagen, und Megan war klar, dass sie nicht mehr allzu viel zu essen übrig hatte. Ihr Magen knurrte unablässig, doch da sie nicht wusste, wie lange es dauern würde, bis sie die Siedlung erreichte, durfte sie nur noch im äußersten Notfall essen. Etwa dann, wenn sie zu schwach wurde, um weiterzugehen. Sie schnürte den Gürtel unter ihrer Robe etwas enger, dann machte sie sich auf den Weg.

Als sie die ersten schwachen Anzeichen von Rauch in der Luft wahrnahm, dachte sie im ersten Moment an ein offenes Lagerfeuer und im selben Atemzug an etwas Köstliches, das darüber gebraten wurde. Rasch beschleunigte sie ihre Schritte. Je weiter sie jedoch lief, desto schärfer stach ihr der Geruch in die Nase, und sie zögerte; sie glaubte vage, ihn aus den Heilerlaboratorien wiederzuerkennen, allerdings fiel ihr im Moment der nähere Zusammenhang nicht ein. Mitten im unberührten Wald jedenfalls empfand sie ihn als beunruhigend. Sie ging weiter, ein nagendes Gefühl in der Magengrube; zwar versuchte sie sich einzureden, dass sie nichts darüber wusste, wie die Waldmenschen ihre täglichen Arbeiten verrichteten, und dass der Geruch eine ganz natürliche Begleiterscheinung von ... was wusste sie, Kleiderverarbeitung sein konnte. Aber irgendwie vermutete sie, dass dem nicht so war. Leise stichelten Stimmen in ihrem Hinterkopf, dass Kal'Un, wenn er sie sehen könnte, sich äußerst herablassend über

ihre Dummheit äußern würde, ohne genauere Kenntnis der Umstände auf eine möglicherweise gefährliche Situation zuzulaufen. Allerdings sah sie nicht, was sie sonst hätte tun können. Umkehren würde ihr nicht helfen, denn abgesehen davon, dass sie in den vier Tagen auf der Straße ihre gesamten Lebensmittel restlos aufgebraucht hatte, hätte sie noch immer kein Transportmittel. Sie folgte also der leichten Biegung, die der Weg machte, und hustete dabei immer öfter, denn der Gestank war inzwischen beißend und zwang sie immer wieder, die Augen zu schließen. Lange brauchte sie nicht zu laufen: Der Weg begradigte sich mit einem Mal wieder, und vor ihr tat sich eine kleine Lichtung auf; etwa zweihundert Schritt von ihr entfernt machte sie die ersten Behausungen aus, die das Nahen der Siedlung anzeigten. Sanfter Rauch stieg von dort auf, und nur einen Steinwurf von ihr entfernt lag ein unförmiger Gegenstand am Wegrand, scheinbar achtlos in die Büsche geworfen. Im ersten Moment dachte Megan, es sei eine Truhe, dann jedoch erkannte sie, dass es

sich um eine Art Karren handelte, klein genug, um von Hand gezogen zu werden. Er lag auf der Seite und eines der Räder drehte sich langsam und traurig in der Luft.

In Megan schrillten die Alarmglocken los; ohne lange zu überlegen, sprang sie von der Straße und warf sich hinter dem nächstbesten Baum zu Boden. Dort verharrte sie mit gespitzten Ohren, während ihr Gehirn rasch arbeitete: Wer immer diesen Wagen umgeworfen hatte, musste noch in der Nähe sein, vielleicht nur wenige Schritte vom Wegrand entfernt. Sie hatte nicht sehen können, ob außer dem gestürzten Gefährt irgendwelche Spuren auf einen Kampf hindeuteten. Sie wusste nicht einmal sicher, warum der Anblick des Karrens sie derart erschreckt hatte, aber in all den Jahren, in denen sie stets in heimlicher Angst vor Entdeckung gelebt hatte, hatte sie gelernt, auf ihre Instinkte zu hören. Noch wies kein Geräusch auf eine nahende Gefahr hin, und da sie es nicht mehr länger aushielt, schob sie sich noch näher an den schützenden Baum – eine Buche – heran und spähte mit ei-

nem Auge dahinter hervor: Die Straße war leer, mit Ausnahme des Handwägelchens, dessen Rad mittlerweile aufgehört hatte, sich zu drehen.

Megan überlegte: Sie schloss aus, dass jemand, der auf der Jagd nach Kirin und seinen Gefährten durch die Wälder streifte, mit einem solchen Ding unterwegs sein würde, im Gehölz war das viel zu umständlich. War es vielleicht deswegen zurückgelassen worden? Andererseits konnte sich die ganze Sache auch dadurch erklären lassen, dass einige der Waldmenschen damit etwas transportiert und es nur kurz zurückgelassen hatten, weil etwas daran kaputtgegangen war. Megan schloss die Augen und presste den Kopf gegen den Baumstamm; sie hatte keine Erfahrung mit solchen Situationen, und gegen ihren Willen wünschte sie, Kirin und die anderen wären bei ihr. Der schwarze Riese hatte vom ersten Moment an etwas gegen sie gehabt, aber zumindest hätte er ihr sagen können, wie sie sich am besten verhalten sollte. Nun war er aber leider nicht da, und je länger sie so dahockte und

die menschenleere Straße anglotzte, desto mehr hatte sie das Gefühl, wertvolle Zeit zu verlieren.

Gerade als sie den Entschluss gefasst hatte, aufzustehen und in die Siedlung zu gehen, registrierte sie im Unterholz auf der anderen Seite eine Bewegung.

Sie erstarrte mit angehaltenem Atem.

Die Büsche raschelten, und im nächsten Augenblick trat ein hochgewachsener, schlaksiger Mann auf die Straße, ein unförmiges, rauchendes Bündel Stoff in den Händen und von Kopf bis Fuß in eine graue Uniform gekleidet. Er murmelte irgendetwas, das sich nach einer Verwünschung anhörte, dann warf er die Stofffetzen auf den Boden und wischte sich die Hände an den Kleidern ab. Er drehte sich um und rief etwas in den Wald hinein, und nur zwei Herzschläge später kamen zwei weitere Gestalten aus den Büschen hervor.

Megan wagte nicht zu blinzeln. Mit hämmern-dem Herzen beobachtete sie, wie immer mehr Graugekleidete aus dem Wald gestapft kamen, bis sechs von ihnen den umgestürzten Wagen

umstanden. Auf ein leises Kommando hin stellten sie ihn auf und suchten mit wachsamen Augen die Umgebung ab. Megan hoffte inständig, dass ihre braune Robe sie vor Entdeckung schützen würde, und zog ihren Kopf ein.

Noch einmal krachte und knackte es im Unterholz und eine weitere Gestalt stolperte auf den hellen Steinweg, kleiner, älter und viel ärmllicher gekleidet als die Umstehenden. Megan unterdrückte ein entsetztes Keuchen, als sie Tainen erkannte, der noch einen Moment lang um sein Gleichgewicht kämpfte und dann unter dem Gelächter der Graugekleideten zu Boden stürzte. Hinter ihm her kam ein weiterer Soldat, der ihn offenbar mit gezückter Klinge vor sich hergetrieben hatte. Mit weit ausholenden Schritten setzte er dem alten Mann nach und setzte ihm die Schwertspitze auf die Brust. „Törichter alter Narr!“, schnarrte er in der Allgemeinsprache, jedoch mit einem scharfen, abgehackten Akzent, der in den Ohren schmerzte. „Wolltest uns vergiften, nicht wahr? Mit deinen Schattenkräutern einnebeln? Schau her, was dir solche

Dummheiten einbringen!“ Seine Klinge zuckte hoch und Tainen schrie schmerzerfüllt auf; Megan sah Blut spritzen und vermutete, dass der Bewaffnete ihm die Wange aufgeschlitzt hatte.

„Ihr hattet mich aufgefordert, meine Ware zu verbrennen, edler Herr“, stammelte Tainen, Schmerz und Verzweiflung in der Stimme. Fort war der unnahbare Weise, zurück blieb nur ein verängstigter, hilfloser alter Mann. „Ihr habt gesagt, wenn meine Ware so wertlos ist, wie ich sage, soll ich ...“

„Verfluchte Drogen hattest du aufgeladen!“, brüllte der mit dem Schwert ihn an und führte seine Waffe wieder bedrohlich nahe an Tainens Gesicht heran. „Du wusstest, dass der Rauch uns benebeln würde, dass er in den Augen brennt. Du und dein schmutziger kleiner Gehilfe wolltet uns außer Gefecht setzen, damit ihr entkommen könnt! Schlecht für euch, dass ihr nicht wusstet, mit wem ihr es zu tun habt. Und gut für uns, denn dein Gehilfe eignet sich hervorragend als Decke, um den Brand zu ersticken.“ Damit deutete er auf die Siedlung, wo

noch immer hie und da Rauchwölkchen aufstiegen. „Er hat am Anfang ziemlich gezappelt, doch nachdem er endlich stilllag, hat er das Feuer recht schnell erstickt. Jetzt liegt er unter einem großen Haufen Dreck begraben, genauso wie deine Giftpflanzen.“

Bei diesen Worten erinnerte sich Megan plötzlich, woher ihr der üble Geruch bekannt vorgekommen war: Es handelte sich um sogenannte Sumpfbrotblätter, eine eigentlich giftige Substanz, die in der Heilkunde verwendet wurde, um in extremen Fällen Schmerzen zu lindern. Allerdings bestand eine Nebenwirkung der Pflanze darin, Halluzinationen hervorzurufen, die für die Betroffenen oft schlimmer auszuweisen waren als die eigentlichen Schmerzen. Manch einer war während der Behandlung an einem Schock gestorben, und Megan gehörte nicht zu denen, die dieses Kraut einzusetzen wagten. Allerdings überraschte es sie nicht, dass der Alte damit herumexperimentiert hatte, wenn er schon nicht davor zurückschreckte, sich selbst mit lebensgefährlichen Färbemitteln

zu verstümmeln. Höchstwahrscheinlich hatte er die Kräuter eingesetzt, um sich in Trance zu versetzen, um die anderen Narren, die ihn verehrten, zu beeindrucken.

Tainen rang verzweifelt die Hände. „Wir sind einfache Leute, Herr, und friedliebend! Bitte, habt Mitleid!“

Zur Antwort stieß ihm der Schwerträger seinen Stiefel ins Gesicht. Tainen schrie dumpf auf und fiel hintüber.

„Wo sind sie hin?“, schrie der Graugekleidete den Alten an. „Sie sind hier vorbeigekommen, das wissen wir! Wo sind sie jetzt?“

Megans Herz schlug jetzt so heftig, dass es ihr den Brustkorb zu sprengen drohte. Der alte Mann rollte sich schwach auf den Rücken, und Megan sah sein blutverschmiertes Gesicht.

„Ich weiß es nicht!“, röchelte er. „Bitte, ich weiß es nicht! Sie sind weitergegangen, in den Wald hinein, gen Osten, das ist alles, was sie uns – nein, bitte nicht!“

Der Bewaffnete hatte ihn an den Haaren gepackt und hochgerissen, das Schwert nur einen

Fingerbreit unter seiner Nase. „Ich schneide dir deinen lügnerischen Zinken ab, vielleicht hilft das deiner Erinnerung auf die Sprünge!“

Zwei der anderen Männer traten vor und umklammerten Tainens Arme. Megan presste sich die Hände auf den Mund und schloss die Augen.

Ein schriller, unartikulierter Schrei drang an ihre Ohren, dann hörte sie den Schwertragenden wieder brüllen: „Wo sind sie hin, du wertloser alter Flohsack?“

„Sie wollten zur Siedlung, zu dieser Siedlung hier, sie haben mir nicht gesagt, warum! Wir nehmen gerne Reisende auf, wir fragen sie nicht, welche Absichten sie haben, bitte!“

Gegen ihren Willen öffnete Megan die Augen einen Spaltbreit: Tainen blutete schlimmer als je zuvor, seine Nase eine einzige rot glänzende Masse, doch zumindest war sie noch da. Die violetten Augen des Alten waren in Panik weit aufgerissen und es schien, als würden dunkelrote Tränen aus ihnen fließen. Der Soldat mit dem Schwert ging mit zusammengekniffenen

Augen in die Hocke und zog gleichzeitig einen geschwungenen Dolch aus seinem Gürtel. „Wenn du nicht so sehr wie ein feiges Schwein auf mich wirken würdest, würde ich sagen, du lügst.“

Die Dolchklinge blitzte rasiermesserscharf im fahlen Tageslicht und ihre Spitze bohrte sich unablässig tiefer in Tainens linke Wange. Der alte Mann wimmerte vor Angst und Schmerz. „Ich bitte Euch ... bitte ... wir wissen nichts über sie ... es waren Krieger, alle von ihnen. Sie sahen aus, als würden sie uns töten, wenn wir ihnen kein Obdach gewähren ...“

Der Mann fixierte Tainens Gesicht über mehrere Herzschläge lang und es war klar, dass er überlegte, ob der Alte genügend eingeschüchtert war, um alles zu erzählen, was er wusste. Schließlich zuckte er die Achseln.

„Ich glaube dir“, erklärte er und stieß ihm den Dolch durch die Wange. Schreiend vor Schmerz krümmte sich der Alte zusammen und klammerte die Hände um sein Gesicht; bei den Wor-

ten ihres Anführers hatten die anderen ihn losgelassen.

„Zurück ins Dorf“, befahl der Bewaffnete und wischte seinen Dolch an Tainens Kleidern sauber. „Nehmt diesen dämlichen Karren mit. Sagt Elàsh, wenn er nochmal so nachlässig ist und solches Zeug herumliegen lässt, prügeln ich ihm die Eingeweide raus.“

„Was sollen wir mit *ihm* machen?“, fragte der Schlaksige, der als Erster aus dem Wald aufgetaucht war, während die anderen sich daran machten, den Wagen in die Siedlung zu schieben.

Der Gruppenführer schnaubte. „Wir haben Befehl, keine unnötige Grausamkeit gegen Bürger auszuüben. Das würde ein schlechtes Bild auf unseren Herrn werfen.“

Und damit rammte er Tainen sein Schwert in den Bauch.

Megans ersticktes Keuchen ging unter im Todesschrei des alten Mannes; er kippte auf die Seite, als sein Mörder die Klinge zurückzog und

mit finsterem Gesicht auf ihn hinabstarrte. „Besser, es erfährt niemand etwas davon. Wobei die Windreiter vielleicht ein Auge zugeedrückt hätten, immerhin ist es unsere Aufgabe, nach den Ostländern zu suchen. Wie auch immer.“

„Sollen wir ihn verbrennen?“, fragte einer der Männer mit unbeteiligtem Blick auf den alten Mann am Boden.

„Nein“, befand sein Anführer und spähte beunruhigt zur Siedlung zurück; die letzten Reste des stinkenden Rauchs waren verpufft. „Wir müssen nicht noch mehr Aufmerksamkeit auf uns lenken. Werft ihn irgendwo in den Wald, die wilden Tiere erledigen das für uns.“ Er steckte sein Schwert zurück in die Scheide und sah sich um, während die übriggebliebenen Soldaten Tainens Hände und Füße ergriffen und ihn zurück in den Wald schleppten. Megan hielt den Atem an; sie wagte nicht, weiter hinter ihre Deckung zurückzuweichen, aus Angst, er könnte die Bewegung bemerken. Gleichzeitig fürchtete sie, er würde sie sehen, wenn sie einfach so sitzen bliebe. Der Truppführer schien

jedoch eher gelangweilt als aufmerksam und kratzte sich geistesabwesend den Nacken, während er den Blick über immer dieselbe Baumgruppe schweifen ließ. Schließlich kamen seine Kumpane lärmend und Büsche niederwalzend zurück, einer vorneweg, der lauthals in einer groben Sprache fluchte und die Hände ausschüttelte, als wären sie schmutzig. Die anderen lachten. Als der Mann auf die Straße trat, begleitete ihn ein schwacher Geruch nach Kot. In dem Moment, in dem der Anführer der Gruppe sich zu ihm umdrehte, nutzte Megan die Gelegenheit und tauchte hinter der Buche ab. Noch eine ganze Weile hörte sie Geschrei und rohes Gestampfe, dann verklangen die Geräusche. Dennoch wagte sie nicht den Kopf zu heben, aus Angst, einer könnte zurückgeblieben sein, um Wache zu stehen. Schließlich jedoch sah sie ein, dass sie es riskieren musste; sie legte sich flach auf den Bauch und rutschte ein Stück vorwärts, wobei ihr jedes Blatt, das unter ihren Händen knisterte, wie ein Trompetensignal vorkam.

Die Straße war verlassen.

Vorsichtig richtete sie sich auf und wagte sich hinter ihrer Deckung hervor, wobei sie allerdings darauf achtete, nicht in Sichtweite der Siedlung zu geraten. Hektisch überdachte sie die Situation: Die graugekleideten Krieger gehörten mit Sicherheit der gleichen Art an wie die, die sie in der Schlucht überfallen hatten. Die merkwürdig abgehackte Sprache kannte sie zwar nicht, aber aufgrund des Gehörten ordnete sie sie einem unmittelbaren Nachbarland Aracans zu. Ganz offensichtlich waren auch sie hinter Kirin und den anderen her, aber ohne eine genaue Ahnung, wo diese sich befanden. Megan überlegte, dass der Kontakt zu ihren Gefährten vermutlich abgebrochen war und sie von deren Tod keine Ahnung hatten. Sie verbuchte das zu ihren Gunsten; da sich die Graugekleideten in der Siedlung für die Jäger hielten, würden sie sich hoffentlich nicht allzu sehr mit einer intensiven Überwachung ihrer näheren Umgebung aufhalten.

Trotzdem wären sie dumm, würden sie keine Wachen aufstellen. Wie also konnte sie sich dem

Dorf nähern, ohne gesehen zu werden? Sich durchs Unterholz anzuschleichen schien die einzige Variante zu sein, wobei ihre Fähigkeiten diesbezüglich eher dürftig waren. Zwar hatte sie durchaus Erfahrung darin, sich lautlos an Leute heranzustehlen, allerdings hatte sie sich dabei meist auf glatt poliertem Stein- oder Holzboden bewegt und nicht durch mit trockenen Blättern und verräterisch knackenden Zweigen übersätes Astgewirr. Um ihre ansteigende Panik niederzukämpfen, krallte sie die Hände in ihre Haare und zwang sich, ruhig zu atmen. Soweit sie sich erinnerte, befand sich die Wiese, auf der sie die Pferde zurückgelassen hatten, auf der rückwärtig gelegenen Seite der Waldsiedlung, was hieß, dass sie um das Dorf würde herumlaufen müssen, um Bilash zu holen. Vorausgesetzt, sie hatten ihn nicht auch umgebracht.

Das plötzliche Aufkeimen dieser Möglichkeit versetzte ihr einen Schock; was, wenn sie die Tiere tatsächlich getötet hatten? Ohne Pferd würde sie niemals aus dem Wald herauskom-

men, geschweige denn bis nach Egasté. Megan verdrängte diesen Gedanken und konzentrierte sich auf die Herausforderung, die unmittelbar vor ihr lag: Die Koppel zu erreichen, ohne umgebracht zu werden.

Sie beschloss, einen Bogen um die Siedlung zu schlagen, um aufmerksamen Augen und Ohren zu entgehen, wobei sie hoffte, dass sie nicht wieder die Orientierung verlöre. Sie bewegte sich langsam und nie weit von einer möglichen Deckung entfernt, während sie versuchte, nicht an das zu denken, was in dem Dorf auf sie warten konnte.

Tief in ihrem Herzen verspürte sie Mitleid mit Tainen; zwar hatte sie ihn nicht besonders leiden können, aber so zu sterben hatte er nicht verdient. Soweit sie es beurteilen konnte, war er zu allen Lebewesen freundlich gewesen, und ob mit Absicht oder nicht, ihre und Kirins Anwesenheit in der Gruppe hatte er seinen Mördern verschwiegen. Was, so fragte sie sich mit einem Mal, hatte der Alte eigentlich hier draußen zu suchen gehabt? Vielleicht trieben die Walddör-

fer Handel miteinander, doch was konnte das eine haben, worüber das andere nicht ebenso verfügte? Soweit sie das mitbekommen hatte, lebten die Waldleute völlig unabhängig und unbehelligt von der Außenwelt, alles, was sie zum Leben brauchten, gab ihnen der Wald. Vielleicht hatte er seine Kräuter vertreiben wollen. Sumpfbrotblätter zu trocknen war eine heikle Angelegenheit, vor allem in diesem feuchten und schattigen Klima. Wahrscheinlich war er der Einzige, der sich lange genug mit diesem Schattenzeug beschäftigt hatte, um zu wissen, wie man sie behandeln musste. Jetzt hatte ihn sein Wissen das Leben gekostet. Oder hatte man sein eigenes Dorf auch bereits überfallen, und das giftige Zeug hatte ihm so sehr am Herzen gelegen, dass er es hatte in Sicherheit bringen wollen?

Bei dieser Gelegenheit musste sie an die armen Menschen in der Siedlung denken, auf die sie sich zubewegte. Was man ihnen wohl angetan hatte?

Die Sonne sank bereits, als Megan die rückwärtige Seite des Walddorfes erreichte. Sie kauerte sich hinter einen dichten Haselbusch und spähte durch eine Lücke zwischen den Blättern: Nirgends war jemand zu sehen, der kleine Platz zwischen den Häusern wirkte vollkommen verlassen. Es herrschte Totenstille. Das gefiel Megan ganz und gar nicht. Alle Sinne in Alarmbereitschaft versetzt, stahl sie sich weiter, bis sie das letzte Gebäude hinter sich gelassen hatte. Ein einsames Schwein wühlte mit seiner Schnauze den Boden auf, wo er von festgetretener Erde in eine ungepflegte Wiese überging, und unmittelbar dahinter befand sich die Koppel. Zu ihrer maßlosen Freude entdeckte sie Bilash am unteren Ende des Zauns, zusammen mit den anderen Pferden, die sie vor so vielen Tagen hier zurückgelassen hatten. Unter ihnen jedoch befand sich etwa ein halbes Dutzend fremder Tiere von wesentlich edlerem Wuchs als die ihren; alle hatten kräftige schlanke Körper, lange Beine und glänzende Mähnen, die um ihre stolzen Köpfe flatterten. Megan hatte

noch nie ein arachinisches Windpferd gesehen, aber sie hätte jeden schützenden Baum um sie herum gewettet, dass diese Tiere zu ihnen gehörten. Die Pferde stampften nervös mit den Hufen und schnappten nacheinander, und Megan fragte sich, ob sie sich nur in der ungewohnten Umgebung unwohl fühlten oder bereits spürten, dass sich ihnen etwas Nichtmenschliches näherte.

Am Torpfosten der behelfsmäßigen Umzäunung hatte jemand die Zaumzeuge aufgehängt. Megan beschloss, sich irgendwo in einem nahen Strauch einen Unterschlupf zu suchen und zu warten, bis es dunkel wurde. Im hellen Tageslicht auf die Wiese hinauszuspazieren, um hinterrücks von einem Bogenschützen gemeuchelt zu werden, kam für sie nicht infrage. Also kroch sie ein Stückchen weiter ins Gebüsch hinein, immer darauf bedacht, die Siedlung im Auge zu haben, und setzte sich auf die kalte, feuchte Erde.

Sie sagte sich, dass sie ein wenig schlafen müsste. Die graugekleideten Soldaten sahen

nachts nicht besser als andere Menschen, und Megan schätzte, dass auch sie irgendwann schliefen. Allerdings überkam sie jedes Mal, wenn sie die Augen schloss, die Vorstellung eines blitzenden Schwertes, das durch das Blätterwerk stieß und ihren schutzlosen Hals durchbohrte, und sofort fuhr sie wieder hoch. Ewigkeiten vergingen, und noch immer regte sich nichts bis auf Megans Gedanken, die zu einem rasenden Wirbel wurden und ihr bewusstes Denken ertränkten.

Megan musste schließlich doch eingeschlafen sein, denn als sie die Stimmen hörte und zu Tode erschrocken zusammenzuckte, war es schon fast dunkel. Hastig rieb sie sich die Augen und blinzelte umher, um herauszufinden, was vor sich ging; durch das Blätterwerk flackerte Licht und auf der Wiese vor der Koppel hörte sie Stimmen. Sie setzte sich auf und verzog das Gesicht, als sie einen furchtbaren Krampf im Unterschenkel bekam. Sie war so darauf konzentriert, nicht aufzuschreien, dass sie die

Soldaten erst bemerkte, als sie unmittelbar vor dem Busch standen, hinter dem sie sich versteckt hielt.

„... furchtbar langweilig“, sagte eine Männerstimme, und Megan erstarrte; jeder Nerv in ihrem Körper war angespannt und sie wagte nicht mehr, auch nur Luft zu holen.

„Sag das nicht zu laut“, erwiderte eine zweite Stimme, ein wenig höher als die erste. „Ich jedenfalls beklage mich nicht, dass wir eine Weile ausruhen können. Ist doch gemütlich hier, wenn man von diesem schrecklichen Getreidefraß absieht, den sie einem auftischen.“

Megan brauchte einige Herzschläge, in denen der erste Anflug von Panik verebbte, um zu erkennen, dass die Männer Arachin sprachen. Das verwunderte sie, kam ihr jedoch sehr gelegen. Sie neigte den Kopf zur Seite und spitzte die Ohren.

„Ich habe seit Wochen kein Fleisch mehr gehabt“, nörgelte der mit der höheren Stimme. „Ich glaube, ich schnappe mir einen der Bau-

erngäule und schlachte ihn. Würde uns allen ganz gut tun, etwas Anständiges zu beißen.“

„Das wirst du nicht tun“, sagte die zweite Stimme mit tödlicher Ruhe. „Solange ich hier bin, werden du und deine Barbarenbande keine Pferde essen. Eher schneide ich einem von eurem Haufen die Kehle durch und lasse euch ihn auffressen.“

Nach dieser Eröffnung herrschte einen Moment lang Schweigen. Als der erste wieder sprach, klang er eingeschüchtert: „Ich meinte ja nur ... es würde meine Männer ein bisschen aufheitern. Wenn du ihnen schon die Mädchen verbietest ...“

„Ihr habt euch genug an ihnen ausgetobt, bevor ich herkam“, fuhr der zweite Mann barsch dazwischen. „Wenn deine Männer ihre Schwänze nicht kontrollieren können, bis der Krieg begonnen hat, werden sie sich eben gegenseitig beglücken müssen.“

Der andere Mann grummelte irgendetwas, wagte jedoch keinen weiteren Widerspruch.

Megan spähte zwischen den Zweigen hindurch nach draußen auf die Lichtung und versuchte im ständig wechselnden Feuerschein etwas auszumachen: Die beiden Männer standen nur zwei Schritte von ihr entfernt am Rande der Lichtung und schienen auf die Siedlung zu blicken.

Am Tor der Koppel machte sie weitere Gestalten aus, die Fackeln in den Händen trugen und offenbar noch mehr Pferde in die Umzäunung führten.

Der kleinere der beiden, die sich unterhielten, drehte sich um und versuchte sein Gegenüber zu fixieren. Megan erkannte ihn als denjenigen wieder, der Tainen getötet hatte. Furchtbare Abscheu brannte in ihrer Magengrube und ein unheimliches Kribbeln breitete sich in ihren Fingerspitzen aus, aber sie blieb still sitzen und rührte sich nicht. Zu gut kannte sie die Anzeichen, wenn die Finsternis in ihr sich den Weg freibrechen wollte, doch sie würde ihr nicht nachgeben.

Abgesehen von allem anderen war sie keine Magierin oder Hexenmeisterin, von denen die alten Geschichten erzählten und die ihre Macht gezielt gegen etwas oder jemanden hatten einsetzen können; einmal freigesetzt, brachen ihre Kräfte unkontrolliert los und stürzten sich auf alles, was lebte. Es war Glück, schieres Glück gewesen, dass sie Kirin und die anderen hatte warnen können – und wenn sie ehrlich war, so war sie sich nicht einmal sicher gewesen, ob es helfen würde. Sie konnte es sich nicht leisten, die Beherrschung zu verlieren, wenn sie riskierte, die Pferde oder einen der Waldmenschen zu töten.

Oder – was genauso schlimm wäre – zu wenig Schaden anzurichten und nur zu erreichen, dass man sie entdeckte. Mit aller Willenskraft kämpfte sie das Verlangen in sich nieder und horchte: „ ... ziemlich überrascht, dass ihr hergekommen seid“, erklärte Tainens Mörder gerade, offenbar in einem Versuch, das Thema zu wechseln.

„Das waren wir auch“, erwiderte der andere und drehte sich zu seinem Gesprächspartner um. Megan sah im schwachen Fackelschein silberne Ornamente auf seiner Uniform schimmern, und im nächsten Augenblick erkannte sie erschrocken, dass seine Rüstung nicht grau, sondern tiefschwarz war. ‚Ein Windreiter‘, dachte sie.

„Wir waren unterwegs nach Osten, zusammen mit zwei anderen Abteilungen. Als wir eines Morgens aufbrechen wollten, bemerkte ich plötzlich, dass einer aus unserer Truppe fehlte. Einen Unfall konnten wir ausschließen, denn seine Kleider, Waffen und sein Pferd waren mit ihm verschwunden. Und nicht nur das: Der Dreckskerl hat eines unserer Trägerpferde mitgenommen und damit einen ziemlich üppigen Vorrat an Lebensmitteln. Mein Abteilungsleiter hat mich und die anderen ausgesickt, ihn zu suchen.“

„Wieso das?“, fragte der Graugekleidete mit einem Anflug von Spott. „Es heißt, die Ostländer sammeln sich mit geballter Kraft an der

Grenze zu Fallonia. Mehr als doppelt so viele wie wir sollen es sein. Man würde denken, ihr könntet jeden Mann in der Schlacht gebrauchen; mir scheint es eine Verschwendung, kampffähige Männer zu vergeuden.“

Der Windreiter drehte den Kopf, sodass Megan sein scharf geschnittenes Profil sehen konnte. Die Fackeln glitzerten in seinen Augen, und sein graugewandeter Kumpan schien zu schrumpfen. „Desertion wird in unseren Reihen nicht geduldet. Wer fahnenflüchtig ist, ist vogelfrei und muss zur Strecke gebracht werden. Ich versichere dir, der Verräter wird nicht lange Zeit haben, seine Feigheit zu bereuen.“

„Gut zu wissen“, bemerkte der Graue offenbar im Versuch, einen Scherz zu machen. Der Arachne bedachte ihn mit einem langen, verächtlichen Blick und wandte seine Aufmerksamkeit wieder den Pferden zu.

„Wem gehören die Tiere?“, fragte er. „Die Bewohner dieser Siedlung haben auf mich einen sehr primitiven Eindruck gemacht. Sie sehen

nicht so aus, als würden sie ihren Wald jemals verlassen. Wozu die Pferde?“

Der graue Soldat seufzte. „Deswegen sind wir hier; wir haben den Auftrag bekommen, eine Gruppe von Ostländern zu jagen, die einen der Anführer des Widerstandes bei sich haben. Muss irgendein wichtiger Politiker sein, soviel ich weiß. Jedenfalls hat unser Spitzel verlauten lassen, sie würden hierherkommen.“

„Spitzel?“ Der Arachine klang neugierig.

„Oh ja, die *Skiashé* haben ein ganzes Netz von Spionen, die für sie arbeiten, so sagt man. Nicht, dass ich mich mit diesen zweigesichtigen, schlüpfrigen Wendehälsen jemals hätte anfreunden können“, er spuckte angewidert aus, „aber den hohen Herren scheinen sie sehr am Herzen zu liegen. Also haben sie den Ostländern einen Trupp Waldläufer hinterhergeschickt. Bis vor sechs Tagen erhielten wir regelmäßig Nachricht von ihnen. Aber der Schatten allein weiß, was danach geschehen sein mag; die Verbindung ist abgebrochen und der letzte Vogel, der zurückkam, brachte uns

einen ausgerissenen Finger. Ich hege üble Befürchtungen, üblere als eine mögliche Fahnenflucht.“

Daraufhin schwiegen die beiden Männer eine Zeit lang.

Megan versuchte in der immer tiefer werdenden Dunkelheit, ihre Gesichter auszumachen; der mit der grauen Uniform besaß ein unattraktives, schiefes Gesicht und wirkte drahtig, aber irgendwie ungesund. Der Windreiter hatte die für sein Heimatland typischen schwarzen Haare und kantige Züge mit dünnen Lippen. Der Olivteint seiner Haut war in den sich entfernenden Fackeln noch schwach zu erkennen.

Erst jetzt fiel Megan auf, dass es stiller geworden war; die anderen Männer hatten ihre Arbeit bei den Tieren offenkundig erledigt und kehrten nun laut lachend zur Siedlung zurück. Megan schauderte vor Ekel, als sie an die vergewaltigten Frauen im Dorf dachte. Wie viele der Waldleute hatten sie außer Tainen noch getötet oder grausam verstümmelt, fragte sie sich.

Als der letzte der Soldaten außer Sichtweite war, sprach der Windreiter wieder: „Ich fürchte, du hast nicht einmal Unrecht“, sagte er leise. Als ihn sein Gegenüber verwundert ansah, warf er einen Blick in die Runde, ohne Megan hinter ihrem Busch zu bemerken. Langsam fuhr er fort: „Wir hatten die Spuren des Verräters bis hin zur Waldgrenze verfolgt. Dort haben wir die Gruppe aufgeteilt, sodass einige von uns in die Steppen zurückkehrten und wir uns aufmachten, den Wald zu durchforsten. Natürlich rechneten wir uns keine großen Chancen aus: Wenn er tatsächlich hier hineingelaufen ist, werden wir ihn wohl nie mehr finden – ich bitte den Schatten, dass er seine Wölfe schickt, um ihn zu holen. Aber nicht lange, nachdem wir den Wald betreten hatten, kam uns ein Junge entgegen ... Einer von euren Leuten, vermute ich. Zumindest hat er die agoraekhische Tracht getragen.“

Der Graugekleidete starrte ihn verblüfft an. „Davon hast du mir nichts gesagt! Wo ist ...“

„Sei still!“, befahl der Windreiter und blickte misstrauisch über seine Schulter zurück. „Ich wollte nicht, dass deine Männer etwas davon hören. Der arme Kerl schien vollkommen durcheinander zu sein – er hat geblutet wie ein Schwein, so etwas habe ich noch nicht erlebt. Als hätte ihm jemand ein Messer in die Ohren gerammt. Er brabbelte irgendetwas von Monstern und Weltuntergang und der Vernichtung des Westens – dann brach er tot zusammen. Keine Ahnung, wie er bis dahin durchgehalten hat, er hatte kaum mehr einen Tropfen Blut in sich. Wir haben die ganze Gegend abgesucht, aber außer ihm niemanden gefunden. Wo immer er also hergekommen ist, er muss tagelang in Panik umhergeirrt sein. Ich weiß nicht, wer oder was ihn so zugerichtet hat, aber wenn ich mir deine Geschichte so anhöre ... dann schätze ich, du wirst deine Leute nicht mehr wiedersehen.“

Der Mann aus Agoraekh hatte der gespenstischen Erzählung mit entgleisenden Gesichtszügen gelauscht. Als er wieder sprach, klang seine

Stimme noch höher als zuvor. „Aber unsere Leute waren in der Überzahl. Man hat uns versichert, dass wir eine Gruppe von höchstens einem Dutzend Männer jagen. Was für Krieger könnten eine solche Übermacht abwehren? Doppelt so viele Soldaten – und Bogenschützen!“

„Windreiter“, bemerkte der Schwarzgewandete herablassend. „Und das ohne Probleme. Aber in diesem Fall wage ich zu bezweifeln, dass jemand von uns dieses Chaos verursacht hat. Nein, worauf immer deine Landsleute da gestoßen sind ... es will mir gar nicht gefallen.“

„Also bedeutet das, dass unsere Beute entwischt ist!“, stieß der Agoraekhe hervor. „Unser Auftrag ist gescheitert – schlimmer ... Wie sollen wir das dem Rat der Prinzen erklären? Oder ...“ Er stockte, und selbst in der Dunkelheit um sie herum glaubte Megan, ihn erbleichen zu sehen, „dem Großfürsten? Er wird dieses Versagen nicht dulden!“

„Natürlich wird er das nicht“, erwiderte der Windreiter. „Außerdem haben wir das kleine

Problem, dass unsere ostländischen Freunde wie vom Erdboden verschluckt sind. Theoretisch könnten sie und deine Leute sich gegenseitig umgebracht haben, ohne dass wir davon wissen. Wenn durchsickert, dass wir auch noch diesen verräterischen Wechselbalg haben entkommen lassen ...“

„Womit ich überhaupt nichts zu tun habe!“, giftete der Agoraekhe. „Diese Sache kannst du schön allein ausbaden.“

Bei diesen Worten blitzten im Halbdunkel Zähne auf, und Megan wusste, dass der Windreiter lächelte. „Glaub mir, bei dem ganzen Unsinn, den du hier angestellt hast, wird man dich auch so hinrichten.“

„Dafür lasse ich mich nicht verantwortlich machen!“, bellte der Agoraekhe zurück, und innert kürzester Zeit war ein heftiger Streit im Gange. Megan hoffte innerlich, dass einer den anderen umbringen würde, doch ehe die Sache richtig gefährlich werden konnte, erhellte sich die Lichtung von Neuem und ein weiterer graugekleideter Krieger kam mit einer Fackel in der Hand

auf die beiden zugestürmt. Hastig wechselte er mit seinem Anführer ein paar Worte in der groben Sprache Agoraekhs und streckte ihm einen in der Faust zusammengeknüllten Zettel hin.

Unwirsch riss der Drahtige ihn ihm aus der Hand.

„Noch mehr gute Nachrichten, nehme ich an“, bemerkte der Arachine mit einem Anflug von Hohn. „Wenn, dann sind sie für dich“, erwiderte der Agoraekhe, während er mit der Zunge zwischen den Zähnen die Nachricht zu entziffern versuchte. „Das kam mit dem Falken eines deiner Männer.“

Der Arachine kniff die Augen zusammen. „Dann gib den Brief gefälligst her!“

Megan bekam kaum mit, wie die Hand des Schwarzgewandeten hochzuckte, und – nach seinem verwirrten Gesichtsausdruck zu schließen – auch der Soldat aus Agoraekh nicht. Im nächsten Augenblick hatte sich der Windreiter abgewandt und begann im Licht der Fackel den Brief zu lesen. Stille trat ein, in der Megan ihr eigenes Herz verräterisch laut schlagen hörte,

dann hob der Schwarzgekleidete den Kopf; ein beunruhigendes Lächeln erhellte sein Gesicht. „Es sieht so aus, als ob wir uns zumindest über eines unserer beiden Sorgenkinder keine Gedanken mehr machen müssten.“ Er überreichte dem Agoraekhen die Nachricht. Dieser brauchte so lange, um das Gekritzel auf dem Zettel durchzulesen, dass Megan am liebsten aus dem Gebüsch gesprungen und ihn angeschrien hätte; eine unerklärliche, furchtbare Angst hatte mit einem Mal von ihr Besitz ergriffen, und im nächsten Moment wurde sie bestätigt, als der Graugekleidete aufblickte und zufrieden sagte: „Die Ostländer sind tot.“

„Allerdings.“ Der Windreiter verscheuchte den Fackelträger mit einem nachlässigen Winken. „Euer hochgeschätzter Spitzel hingegen auch. Aber wen kümmert das schon – ein Söldner weniger, den man auszahlen muss.“

„Ein erstaunlicher Zufall, wirklich.“ Der Graue setzte eine staunende Miene auf, durch die sein ohnehin grobschlächtiges Gesicht ausgesprochen blöde wirkte.

Der Windreiter lächelte. „In der Tat. Siehst du, Lekesh, die Götter begünstigen uns; hätte dieser rückgratlose Kretin sich nicht von der Truppe abgesetzt, hätten meine Gefährten niemals die Spuren entdeckt, die die Ostländer zurückgelassen haben. So jedoch ...“

„Dennoch ein gewagtes Unterfangen“, warf Lekesh ein, „das Feuer in dem Wüstendorf zu entzünden. Wie konnten deine Leute sicher sein, dass es die Ostländer nicht eher verscheuchen als anlocken würde?“

Der Windreiter sah ihn an, und sein Blick war der, den man einem besonders hässlichen Käfer schenkt, ehe man ihn zertritt. „Kein Wunder, dass ein Land, das so hervorragende Waffen hervorbringt, dennoch so winzig und unbedeutend geblieben ist; euch Provinzlern fehlt es an taktischem Denken. Wieso sollte jemand, der einen anderen in aller Heimlichkeit verfolgt, ein Feuer machen? Dasselbe werden sich diese rückständigen Ostländer wohl auch gedacht haben. So hat man zwei Fliegen mit einem Streich geschlagen; die Steppenvölker werden

dankbar sein, dass wir ihre abtrünnigen Verwandten aus dem Weg geräumt haben – sie hängen sehr an ihren Traditionen, wie man hört, und verachten jene, die sich an den Ostgrenzen der Steppen häuslich niederlassen. Und unseren Gebieter erwarten freudige Nachrichten. Die Ostländer werden untröstlich sein, wenn sie vergeblich auf ihren Verbündeten warten müssen, wer immer er auch war.“

Megans Inneres wurde zu Eis. Mit starr aufgerissenen Augen hockte sie da, während die weiteren Worte der beiden Krieger bedeutungslos über sie hinwegplätscherten.

„Hoffen wir nur, dass der moralische Dämpfer ausreicht, ihnen den Mut zu nehmen“, knurrte Lekesh. Der Windreiter tätschelte ihm die Schulter. „Na, na, lieber Freund, wenn man dich so hört, möchte man beinahe meinen, du hättest Angst.“

Lekesh spuckte aus. „Angst, gegen die größte Armee ins Feld zu ziehen, die der Kontinent je gesehen hat? Ja, beim Schatten nochmal! Ihr silbergeschmückten Wunderknaben mögt ja mei-

netwegen unverwundbar sein, wir stinknormalen Soldaten sind das nicht!“

Der Windreiter lächelte besänftigend. „Unverwundbar nicht, nur sind wir schlau genug, uns nicht so schnell töten zu lassen wie du und deinesgleichen. Aber mach dir keine Sorgen; solltest du auf dem Schlachtfeld dein Leben lassen, werde ich um dich weinen.“

Der Agoraekhe namens Lekesh stieß einen unverständlichen Fluch aus. „Du meinst, nachdem dein Gebieter uns als Schlachtvieh in der vordersten Reihe hat krepieren lassen?“

„Sei vorsichtig, Lekesh“, erwiderte der Windreiter leise. „Lass dich nicht dazu hinreißen, herablassend von ihm zu sprechen. Der Herr weiß genau, was er tut, und weder dir noch dem Rest deines Volkes hat das bisher zu Schaden gereicht, wenn ich mich recht erinnere. Außerdem“, fügte er spöttisch hinzu und sah sich auf der Lichtung um, „sieht das hier für mich nicht gerade nach der ersten Reihe einer Schlacht aus, für dich etwa?“

Lekesh zuckte grantig mit den Schultern. „Jetzt, da unsere Mission vorbei ist, müssen wir um Anweisung ersuchen. Wenn wir Glück haben, beordert man uns zurück. Ich habe schon daran gedacht, die Erlaubnis einzuholen, mit meinen Männern in Feindesland einzudringen und einige Dörfer zu überfallen – das würde die Ostlinge zur Weißglut treiben, meinst du nicht auch? Hingehen, niederbrennen und zurückziehen. Sie würden sich an uns aufreiben, das weiß ich.“

„Nein, nein, mein guter Lekesh“, widersprach der Windreiter mit einem boshafte Glitzern in den Augen. „Du und deine "Männer", ihr seid sehr wichtig für uns. Ihr werdet uns begleiten auf unserer Suche nach dem Verräter. Ihr findet euch hier besser zurecht als wir, außerdem willst du dich vielleicht selbst vom Erfolg deines Auftrages überzeugen und mit meinen Waffenbrüdern sprechen.“

Lekesh gelang es nicht einmal ansatzweise, seinen Unmut zu verbergen. „Aber die Sklaven ... jemand muss auf sie aufpassen ...“

„Wir werden sie mitnehmen“, unterbrach der Schwarzgekleidete in einem Tonfall, der unmissverständlich das Ende der Diskussion signalisierte. „Sie können von Wert sein, wenn wir auf Steppenvolk treffen – Tauschwaren dabei-zuhaben, ist immer nützlich. Ich habe nicht vor, noch viel mehr Zeit in diesem verfluchten Gehölz zu verbringen und möchte so schnell wie möglich zurück zu den Truppen. Bis dahin können sie sich nützlich machen, Nahrung besorgen und so weiter.“

Lekesh schnaubte. „Vorausgesetzt, du bringst sie so weit, dass sie parieren.“

Der Windreiter warf Lekesh im Vorbeigehen einen Blick aus den Augenwinkeln zu, der diesen zurückweichen ließ. „Glaub mir, lieber Verbündeter: Wenn es eines gibt, worauf wir silbergeschmückten Wunderknaben uns verstehen, dann ist es Disziplin.“

Und damit ging er davon, den missmutig dreinblickenden Lekesh dicht auf den Fersen.

Megan blieb zurück, unfähig sich zu rühren.

Tot.

Kirin war tot.

Alles in ihr weigerte sich, es zu glauben, und doch konnte es keinen Zweifel geben: Die Windreiter hatten ihm und den anderen irgendwo aufgelauert und sie getötet. Was genau geschehen war, hatte sie aus den wirren Aussagen der beiden Soldaten nicht schließen können, aber offenbar hatten Kirin und seine Begleiter nicht als Einzige den Tod gefunden, ein ganzes Dorf hatten sie niedergebrannt.

Und eines stand fest: Es war vorbei.

Sie barg ihren Kopf an den Knien und kämpfte gegen das Schluchzen an, das in ihrer Kehle aufstieg. All ihre Wut und Enttäuschung über Kirin waren auf einen Schlag wie weggewischt und zurück blieb nur das Bild eines zurückhaltenden, naiven Jungen, dessen entwaffnende Ehrlichkeit sich heimlich und unerwünschterweise in ihr Herz geschlichen hatte. Sie dachte daran, wie er ihr damals sein komisches Modell einer räderbestückten Tierfalle gezeigt hatte. Er würde sie niemals ausprobieren können. Als

könnte sie etwas ungeschehen machen, schüttelte sie den Kopf.

Wie sollte sie das Limrian begreiflich machen? Sie musste ziemlich lange so dagesessen haben, denn als sie zum ersten Mal wieder bewusst etwas wahrnahm, herrschte Totenstille um sie herum. Sie rieb sich die Augen und versuchte sich zur Ordnung zu rufen: Zum Verzweifeln blieb keine Zeit; sie schwebte noch immer in unmittelbarer Lebensgefahr und musste so schnell wie möglich hier weg. Lebensmittel zu holen würde sie nicht riskieren, aber es konnte nicht sein, dass sie auch ohne Pferd von hier wegging. Sie hoffte nur, sie würde Bìlash im Dunkeln auch finden. Vorsichtig kroch sie aus dem Gebüsch und sah sich um; der Mond hing pflaumenförmig am Himmel, wurde aber immer wieder von vorbeiziehenden Wolken verdeckt. Falls irgendein Windreiter oder Ago-raekhe zwischen den angrenzenden Baumhäusern auf der Lauer lag, hatte sie keine Chance, ihn rechtzeitig zu sehen, aber ihr blieb keine andere Wahl mehr; lautlos huschte sie

über die Wiese auf die Umzäunung zu. Sie erreichte das Tor, ohne dass irgendetwas geschehen wäre. Mit angehaltenem Atem befreite sie einen der Zäume aus dem Ledergewirr und klappte den Riegel nach oben. Megan biss die Zähne zusammen, als das Holz leise knarrte, dann quetschte sie sich durch das Eingangstor. Sie zwang sich, langsam und aufrecht zu gehen, damit sie unter den Tieren keine Panik auslöste, doch das erwies sich als vergeblich; die Pferde der Westländer hatten schon lange gespürt, dass sie da war, doch jetzt, als sie so offensichtlich auf sie zuging, gerieten sie außer sich. Blind stoben sie auseinander und schlugen aus, wobei sie die anderen Tiere mitrissen und Megan jegliche Orientierung nahmen. Einige bange Herzschläge blieb sie mit über dem Kopf verschränkten Armen unbeweglich stehen und hoffte, dass sie nicht von einem der wirbelnden Hufe getroffen wurde. Dann, als wieder ein wenig Ruhe eingekehrt war, wagte sie aufzublicken. Die meisten Pferde standen zu einem Knäuel gedrängt am oberen Ende der Koppel, so weit wie

nur möglich von ihr weg. Megan hörte aufgeregtes Schnauben und gelegentlich leises Wiehern. Nur eines der Tiere stand ein wenig entfernt von den anderen, den Kopf gesenkt, und graste ungestört.

„Bilash“, flüsterte sie, heiser vor Glück, und ging langsam und mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. Das kleine Pferd blickte erst auf, als sie unmittelbar vor ihm stand, und schnüffelte begierig an ihren Fingern. Als es erkannte, dass sie offenbar nichts Fressbares dabei hatte, verlor es das Interesse und schickte sich an, weiter nach saftigen Gräsern zu suchen.

„Oh nein, das eher nicht“, wisperte Megan und zog ihn hoch; hastig und mit zitternden Fingern legte sie ihm das Zaumzeug an. Sie hätte sich bedeutend sicherer gefühlt, wenn sie auch einen Sattel zur Verfügung gehabt hätte, aber es würde auch so gehen müssen. So leise wie möglich machte sie sich auf den Weg raus aus der Koppel, doch Bilash, der es offenbar nicht schätzte, mitten im Abendessen unterbrochen zu werden,

blieb stocksteif stehen und weigerte sich, auch nur einen Schritt weiter mitzukommen.

„Hör schon auf damit!“, zischte Megan. „Wirst du jetzt wohl mitkommen, du störrischer Dickkopf!“

Bilash schnappte verärgert nach ihr und versuchte immer wieder, einige Halme in seine Reichweite zu bringen. „Komm jetzt endlich mit! Bitte!“ Selbst flüsternd hörte sie die zunehmende Hysterie aus ihrer eigenen Stimme heraus. Wie von Sinnen zerrte und zog sie an Bilashs Zügeln, bis er sich endlich bequemte, einige langsame Schritte in ihre Richtung zu machen. „Los, vorwärts jetzt!“, herrschte sie ihn an und marschierte entschlossen auf den Ausgang zu.

Ein donnernder Krach hinter ihr ließ sie so heftig zusammenfahren, dass sie stürzte. Bilash machte einen Sprung zur Seite und hätte ihr beinahe die Zügel aus den Händen gerissen. Entsetzt rappelte Megan sich auf und drehte sich um: Eines der großen arachinischen Pferde hatte vor lauter Angst mit den Hufen gegen den

Zaun getreten und das oberste Brett herausgerissen; die anderen wimmelten panisch durcheinander, sodass es im Dunkeln aussah wie eine riesige brodelnde Sturmwolke, die jeden Augenblick über sie hereinbrechen konnte. Jetzt bekam Megan richtig Angst; ohne auf den Widerstand des kleinen Pferdes zu achten, rannte sie los, ein furchtbares Rauschen in den Ohren. Am Rande ihres Bewusstseins erinnerte sie sich, dass sie an diesem Tag kaum etwas getrunken oder gegessen hatte, aber sie hatte jetzt keine Zeit, ohnmächtig zu werden. Das Krachen hinter ihr setzte sich fort, doch jetzt hatte sie das Tor erreicht und zwängte sich hindurch. Bilash drängte ungestüm an ihr vorbei und reckte gierig den Hals nach unten, doch Megan blieb nicht stehen; fahrig zog sie ihm die Zügel über den Hals und versuchte ihn zu besteigen, aber es gelang ihr nicht. Und jetzt hörte sie über den Lärm der aufgescheuchten Pferde hinweg noch etwas anderes: Rufe und gebrüllte Befehle aus der Siedlung, und nur Herzsschläge später schimmerten Fackeln durch die Bäume. Panisch

dirigierte sie Bìlash zurück zum Holzzaun und kletterte auf das unterste Brett. Die Stimmen in ihrem Rücken wurden lauter und das Licht intensiver; in wenigen Herzschlägen würden die Männer hier sein, um nachzusehen, was diesen Aufruhr verursacht hatte. Megan schwang ein Bein über Bìlashs Rücken und wäre fast auf der anderen Seite wieder heruntergefallen; sie krallte sich in der hellen Mähne des Pferdes fest und richtete sich auf, die Zügel fest umklammernd. „Los, lauf!“, befahl sie und drückte dem pummeligen kleinen Pferdchen die Fersen in die Flanken. Bìlash zockelte los, widerspenstig und viel zu langsam. Wie von Sinnen kickte Megan ihm in den Bauch und schrie ihn an, und endlich gehorchte Bìlash: Er trabte an, nervös mit den Ohren spielend, als ob er sich vergewissern wollte, wie weit ihr Vorsprung war. Megan hatte noch nicht den schützenden Waldrand erreicht, als die Soldaten hinter ihr auf die Lichtung brandeten; sie brauchten offenbar nicht lange, um die Situation zu erfassen, denn kaum dass Megan den Fackelschein auf sich fallen

spürte, hörte sie einen von ihnen brüllen, und dann brach hektisches Gerenne los. Megan wagte nicht zurückzublicken; lauthals rufend galoppierte sie an und brach durch die Bäume in die schützende Dunkelheit.

*Steppen von Anorahtin, zehn Meilen vor dem Grenzwald, Sommer im Jahr 1097 des zweiten Zyklus*

Als er wieder zu sich kam, nahm er als erstes den ungeheuren Druck wahr, der auf ihm lastete. Sein Gesicht war gegen eine weiche, feuchtkalte Unterlage gepresst, Nase und Mund voller Blut. Ein heißer Schmerz zog sich über die linke Seite seines Kopfes, seine Wange pochte und er spürte, wie ihm etwas Warmes den Nacken hinunterlief. Er konnte die Augen nicht öffnen, sein Oberkörper war unter etwas eingeklemmt, das sich glatt und unangenehm nachgiebig anfühlte, seine Beine konnte er überhaupt nicht bewegen. Es fühlte sich an, als läge ein Berg auf ihm.

Blinde Panik erfasste ihn, als ihn die Vorstellung überkam, wie er tief begraben im Erdinneren lag, für immer gefangen, dazu verdammt, qualvoll zu ersticken, obwohl doch sein Körper voller Leben war und seine Lungen nach Luft schrien. Unter Aufbietung all seiner Kräfte gelang es ihm, seine Arme anzuziehen und die Handflächen gegen den feuchtkalten Untergrund zu drücken. Ein Schrei entfuhr ihm, als er versuchte, sich mit brennenden Muskeln aufzustützen, und wurde sogleich von Staub und modriger Flüssigkeit erstickt. Er hustete und stürzte in sich zusammen, doch was auch immer auf ihm lag, hatte sich bewegt. Er wartete einen Moment, in dem er trotzig Erde und viel zu wenig Luft einatmete und der Sand zwischen seinen Zähnen knirschte. Er würgte und stemmte sich noch einmal gegen das Gewicht auf seinem Rücken; ein Hauch von Licht tanzte über seine geschlossenen Lider, eine Ahnung von frischer Luft umwehte sein Gesicht.

Davon angestachelt, kämpfte er sich weiter vorwärts, stieß und schob, bis er eine Art Ober-

fläche ertastete. Seine Hände krallten sich in etwas, was sich für ihn wie Wolle anfühlte, und begannen sich daran empor zu ziehen. Der Druck auf seine Rippen wurde einen Moment lang unerträglich, dann waren seine Schultern und Brust frei. Erschöpft und zitternd hielt er inne und versuchte mit geschlossenen und verklebten Augen zu erkunden, worauf er lag. Seine rechte Hand tastete über eigentümlich weichen Boden, während er sich versuchsweise mit der linken über die Augen fuhr. Schmerzerfüllt zog er sie wieder zurück; sein rechtes Auge fühlte sich verschmutzt und trocken an, ansonsten jedoch normal. Das linke aber schmerzte und brannte entsetzlich, an seinen Fingerspitzen fühlte er eine heiße Flüssigkeit. Angsterfüllt hob er erneut die Hand, schirmte das schmerzende Auge ab und öffnete das rechte Lid. Die Welt war braun und schmutzig und brannte nach der langen Dunkelheit in seinem Kopf. Hastig blinzelte er und kniff sein Auge zusammen. Es dauerte lange, bis er sich an die Hellig-

keit gewöhnt hatte, dann senkte er die Hand und versuchte, seine Umgebung zu erkennen.

Schreiend zuckte er zurück: Sein Oberkörper ragte aus einem Berg aus Leibern heraus, Männer, Frauen, Kinder, alle wahllos zusammengewürfelt, mit aufgedunsenen Gesichtern und alle tot. Seine Beine, begriff er, steckten noch mitten im Haufen, kalte, tote Körper drängten sich gegen ihn. Manchen von ihnen fehlten Arme oder Beine, andere wiesen grässliche Wunden am Kopf oder in der Brust auf. Verzweifelt versuchte Kirin, sich aus dem Totenberg herauszukämpfen, während er gleichzeitig vermeiden wollte, irgendeinen von ihnen zu berühren; seine Finger fühlten sich beschmutzt an, kalt und infiziert von all jenen, die er bei seinem Kampf zuvor angefasst hatte.

Er wusste nicht, wie lange es dauerte, wusste nur, dass sich jedes ihrer Gesichter in sein Gedächtnis einbrannte, ihre leeren, klagenden Augenhöhlen, aus denen die Krähen das weiche Innere bereits herausgepickt hatten, ihre entsetzlich blauen Lippen, die mit verkrustetem

Blut verschmierten Haare. Sie verschwammen zu einer Masse, einem entsetzlichen, kalten, weißen Gespenst, das auf ihn eindrang, nach ihm fingerte und ihn zu ersticken versuchte.

Ein grauenvolles Schreien dröhnte in seinen Ohren und er war zu verstört, um zu bemerken, dass es seine eigenen Schreie waren, er trat und schlug und zerrte, stieß jene, die von seinem heftigen Gezappel näher an ihn heraufbefördert wurden, von sich und war irgendwann frei. Rücklings, auf Händen und Füßen, stieß er sich von ihnen weg und krabbelte aus der Grube heraus, in die sie alle geworfen worden waren. Erst als er die andere Seite des Sandhaufens mehr hinuntergefallen als -geklettert war und hart auf dem Rücken aufschlug, kam er zur Ruhe. Sein Atem ging heftig, sein Herz pochte so wütend gegen seine Rippen, dass er sich sicher war, es würde sie zertrümmern. Kirin keuchte und stöhnte, seine Zähne klapperten wie wild gegeneinander und der einzige Gedanke, den er fassen konnte, war die Frage, wie viele andere lebendig in diese entsetzliche Mulde geworfen

worden und jämmerlich unter den Leibern ihrer einstigen Freunde und Familien erstickt waren.

Er musste eingeschlafen sein, vielleicht war er auch bewusstlos gewesen, denn seine erste bewusste Wahrnehmung war die Erkenntnis, dass die Dämmerung hereingebrochen war. Er blieb liegen, konzentrierte sich auf jede einzelne Empfindung seines Körpers und war zum ersten Mal in seinem Leben dankbar, dass er Schmerzen hatte. Sein rechter Fuß fühlte sich geschwollen an, vielleicht hatte er ihn sich bei seinem Sturz den Hügel hinunter verstaucht. Sein Auge pulsierte unangenehm warm und ließ sich kaum öffnen, seine linke Seite und sein Kopf taten weh und sein Magen schmerzte vor Hunger. Als er versuchte sich aufzusetzen, tanzten Sterne vor seinen Augen, und er sank zurück auf den Boden. Seine Kleider und sein Haar waren aus irgendwelchen Gründen tropfnass, und er zitterte schon wieder vor Kälte. Er musste aufstehen, sich Waffen suchen, falls noch irgendwelche Feinde in der Nähe waren.

Er dachte an Kal'Un, und ein fürchterlicher Kloss verschloss seinen Hals.

Kirin überlegte, ob auch der Riese unter den unzähligen Toten auf der anderen Seite des Walls begraben lag, und all die anderen Männer, die ihn begleitet hatten, die gestorben waren, um sein Leben zu schützen. Ein undeutlicher Laut entkam ihm, der halb Schluchzen, halb Schreien war, dann drehte er sich zur Seite. Langsam, erst kriechend, dann, als es besser ging, auf allen Vieren, bewegte er sich Stück für Stück von dem Grab fort, auf das zerstörte Dorf zu.

Die Angreifer hatten die Totengrube nur einen Steinwurf vom Dorf weg ausgehoben, doch für Kirin war es die längste Strecke in seinem ganzen Leben. Ächzend brach er zusammen, als er die Ostseite der niedrigen Steinmauer erreicht hatte, hielt sich daran fest und zwang sich, nicht sofort wieder das Bewusstsein zu verlieren. Er verharrte, halb aufgerichtet, die Hände um die erkaltenden Steine gekrallt, und atmete stoß-

weise ein und aus. Die Welt tanzte vor seinen Augen, selbst wenn er die Lider geschlossen hielt, und in seinen Ohren hallte noch immer das Geschrei von der Schlacht. Er wartete, halb schlafend, halb wachend, bis die Kälte ihn aus seinem Dämmerungszustand weckte, dann kämpfte er sich auf die Beine; sein rechter Fuß pochte nur noch leicht, dafür taten sein Kopf und sein Auge unverändert weh. Mit bleischweren Gliedern hievte er sich über die Mauer und humpelte durch die kokelnden Ruinen, um nach Nahrung und einer brauchbaren Bewaffnung zu suchen. Er durchsuchte jedes Zelt und sämtliche Überreste von Häusern, doch bis auf ein paar Spaten und angespitzte Holzstöcke fand er nichts, was ihm zu seiner Verteidigung hätte dienen können. Seinen Dolch hatte man ihm abgenommen, und er hatte keinen Zweifel, dass er auch bei den Leichen seiner Gefährten nichts finden würde, ganz abgesehen davon, dass er es nicht über sich brachte, zu der grauenvollen Mulde zurückzukehren und die Toten zu durchwühlen. In seinen Taschen jedoch fand

er Feuersteine, was bedeutete, dass er wenigstens nicht erfrieren würde. Doch gerade als er daran war, Späne und zertrümmerte Bretter auf einen Haufen zu stapeln, hielt er inne. Das Dorf schien verlassen, aber diesen Eindruck hatte er schon einmal gehabt. Was, so fragte ihn eine innere Stimme, wenn die Mörder noch in der Nähe waren? Wenn sie Spione zurückgelassen hatten, um sicher zu gehen, dass keiner das Massaker überlebt hatte? Im Geiste sah er Kal'Uns anklagendes Gesicht vor sich und ließ, der verzweifelten Sehnsucht nach Wärme zum Trotz, den Feuerstein sinken. Sein Atem wurde vor seinem Mund zu Dampf und die heraufziehende Nacht würde alles noch schlimmer machen. Er musste sich warmhalten, ansonsten würde er erfrieren.

Mit Zeltplanen und verstreut herumliegenden Stofffetzen, deren Ursprung er unmöglich erraten konnte, umwickelte er seine Beine und seinen geschundenen Oberkörper, sammelte in einer kleinen Hütte, von der zumindest noch zwei der Mauern standen, einen großen Haufen

Stroh an und kauerte sich zuletzt unter ein Schaffell, das er in einem umgeworfenen Kinderbettchen gefunden hatte. Er schauderte, als ihm der Gedanke kam, was mit dem Säugling geschehen war. Heftig kämpfte er seinen Brechreiz nieder und erinnerte sich daran, dass er früher oder später Nahrung brauchen würde. Er hatte mit den Händen Wasser aus einer kleinen Quelle geschöpft, die er an der Südseite des Dorfes gefunden hatte und sich beinahe verschluckt, als es salzig schmeckte. Er hatte schon von den Mineralquellen gehört, die es in den Ordensbezirken von Laeken gab und zur Behandlung von Entzündungen verwendet wurden, und er wusste, dass es gefährlich war, mehr von dem Wasser zu trinken. 'Wenn man Salzwasser trinkt, trinkt man sein eigenes Verdursten', hörte er Meister Temmos Stimme in seinem Kopf widerhallen.

Doch sein Durst hatte überwogen, also hatte er getrunken, bis sein Bauch rund war und bei jeder Bewegung gluckste. Jetzt war ihm schlecht, aber wenigstens war sein Hunger weniger ge-

worden. Kirin war der Gedanke zuwider, sich hinzulegen, schon weil er sich dadurch furchtbar schutzlos vorkam. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen die Hüttenwand und versuchte zu schlafen. Doch es war unglaublich schwer, nicht nur, dass er es nicht gewöhnt war, im Sitzen zu schlafen, sondern auch weil, sobald er die Augen schloss, Bilder vom Überfall aufblitzten und die Kriegsschleuder schwer auf ihn zugeflogen kam. Sein Kopf dröhnte jetzt, da er sich nicht mehr zwingen musste zu funktionieren, und er fragte sich ängstlich, was mit seinem Auge werden würde. Er hatte die offenen Wunden an Schläfe und Gesicht mit dem salzigen Wasser der Quelle ausgewaschen, was ihm Linderung verschafft hatte, doch er hatte nicht gewusst, was er für die gravierendere Verletzung am Auge tun konnte. Es tat immer noch weh, wenn er versuchte, es zu öffnen, ganz zu schweigen davon, dass er bei diesen kurzen Versuchen nur noch verschwommen gesehen hatte. Der Kloss in seinem Hals wuchs, als er daran dachte, dass Megan ihm wahrscheinlich

hätte sagen können, was bei Augenverletzungen zu tun war. Hätte er ihr nur zugehört, als sie ihm von Heilkräutern und -wurzeln erzählte, anstatt in Gedanken bei seinen Modellen zu verweilen oder vom Schwertkampfunterricht zu träumen. Nun hatte er seine ersten Schwertkämpfe hinter sich, doch nichts davon war so gewesen, wie man es in den alten Geschichten erzählte. Als Snòly von der Schlacht der Laseinen gegen die Kinder des Schattens gesprochen hatte, hatte er nichts gesagt von toten Kindern, verstümmelten Frauen und augenlosen Leichen. In der Legende von Skeir, der Skemmdir den Entfesselten getötet hatte, war nie die Rede gewesen von den Schreien der Sterbenden, dem Gestank von Blut und dem hämischen Gelächter von Verrätern.

Grenzenloser Hass brannte in ihm, als er an Ìlmaja dachte und daran, dass er seinen Verbündeten zugeschrien hatte, ihn, Kirin, zu töten ... Nun war Ìlmaja ebenfalls tot, zusammen mit seinen Lügen und all jenen Männern, die sich

zwischen Kirin und die Krieger aus dem Sand geworfen hatten und gestorben waren.

Und er hatte nichts getan.

Sie alle hatten sich für ihn geopfert, doch er hatte nichts anderes tun können, als davonzukriechen. Er war nicht einmal stark genug gewesen, um Rache zu nehmen. Nicht seinem kriegerischen Können verdankte er es, dass er noch lebte, sondern einzig und allein einem glücklichen Zufall. Und was konnte er aus diesem Zufall gewinnen? Er musste die fallonische Grenze erreichen, aber wie bei allen Westlichen sollte er dorthin gelangen?

Er kannte nicht einmal den Weg.

Den Kopf voller verzweifelter Gedanken, betete er die Stirn auf seine Knie und driftete langsam fort.

Als Kirin aufwachte, spürte er als erstes den Schmerz in seinem Hinterkopf und ein eigenartiges Kribbeln, das sich um sein linkes Auge herum ausbreitete. Als er sich mit den Händen übers Gesicht fuhr, merkte er, dass die

Region um sein Auge stark angeschwollen und beunruhigenderweise nass war. Vorsichtig tastete er danach und starrte erschrocken auf das durchsichtige Sekret, das an seinen Fingerkuppen haftete.

„An deiner Stelle würde ich es auswaschen. Es sei denn, du hast den Mut, es dir selbst herauszuschneiden, wenn die Entzündung sich ausbreitet.“

Zu Tode erschrocken sprang Kirin auf; die Wunde an seinem Kopf pochte zornig, und augenblicklich erfasste ihn Schwindel.

Auf dem, was von der zerstörten Frontseite der Hütte noch übrig war, hatte sich unbemerkt ein Mann niedergelassen. Er war groß, schlank und wirkte sehr zäh; seine Haut hatte einen hellbraunen Ton, sein schwarzes Haar war kurz geschoren.

Er trug abgewetzt wirkende Lederkleidung und – was Kirin am beängstigendsten fand – ein gebogenes, rasiermesserscharfes Schwert in der Hand. Ein Langbogen hing über seiner Schulter

und dort machte Kirin auch das Ende eines weiteren Schwertgriffs aus.

Kirin wagte nicht, sich zu rühren.

Er sah, wie die dunklen Augen des Fremden über ihn glitten, seine zerrissenen, blutigen Kleider musterten, sein geschundenes Gesicht und (wie er beschämt dachte) seine gewiss sehr lächerlich anmutende Haltung, halb sitzend, halb kauernnd, den rechten Arm mit den eiterverschmierten Fingern verschüchtert an die Brust gezogen. Hastig richtete er sich auf und ließ den Arm sinken.

Der Fremde grinste und offenbarte eine Zahn-  
lücke. Er sagte nichts.

Kirin tat einen unsicheren Schritt zur Seite und versuchte unauffällig nach dem Spaten zu greifen, den er gestern neben seinem Schlafplatz postiert hatte.

„Versuch es gar nicht erst, Junge“, bemerkte der Fremde beiläufig und drehte sein Schwert mit geübter Lässigkeit um sein Handgelenk.

Kirin schluckte.

„Bist du aus diesem Dorf?“, fragte der andere und bohrte die Schwertspitze in den erdigen Boden; er benutzte die Allgemeinsprache, allerdings mit leichtem Akzent.

Kirin beschloss, nicht zu antworten. Er hatte keine Ahnung, wer dieser Mann war und wie er hierhergekommen war, doch die Tatsache, dass er ihn nicht getötet hatte, schloss wohl aus, dass er zu Kal'Uns Mördern gehörte. Trotzdem hieß das nicht, dass er nicht ebenfalls gefährlich war.

Der Fremde nickte mit dem Kopf in die Richtung, in der das Massengrab lag.

„Waren das deine Leute?“

Kirin schwieg.

„Kannst du nicht sprechen? Oder willst du nicht?“ Der Fremde lächelte und stützte sich mit beiden Händen auf den Knauf seines Schwertes. Das war der Moment, auf den Kirin gewartet hatte: Ohne Vorwarnung rannte er los, sprang über die Reste der Hauswand und hetzte davon.

Eine Bewegung in seinem Augenwinkel und ein plötzlicher Ruck auf Höhe seiner Knöchel

sagten ihm, dass seine Flucht schief lief, noch bevor er auf der Nase landete. Prustend drehte er sich auf den Rücken, gerade, als der Fremde ihm die Schwertspitze auf die Brust setzte.

„Probier' das nicht noch einmal, oder ich garantiere dir, es wird das Letzte sein, was du in deinem Leben tust“, sagte der Fremde freundlich und ließ die Waffe an Kirins Körper emporwandern. Über seinem verletzten Auge kam sie zur Ruhe. „Du solltest auf meinen Rat hören und das waschen. So lange der ganze Dreck da drin ist, wird es weiter eitern und irgendwann faulen.“ Er steckte sein Schwert ein und wandte sich ab, offensichtlich davon überzeugt, dass Kirin es nicht mehr wagen würde, wegzulaufen. Zu seiner eigenen Schande musste Kirin eingestehen, dass er Recht hatte. Mühsam richtete er sich auf und versuchte das Wurfseil, das sich um seine Beine geschlungen hatte, zu lösen.

„Nimm nicht das Wasser von der Quelle“, ertönte die Stimme des Fremden in seinem Rücken und ein harter Gegenstand prallte gegen

seine Schulter. Kirin zuckte zusammen und sah hin; zu seinen Füßen lag ein Wasserschlauch.

„Nimm dieses Wasser. Es ist frisch.“ Damit verschwand der Fremde zwischen den niedergerissenen Zelten. Kirin setzte sich hin und begann sein Auge auszuspülen. Der Schmerz war viel schlimmer als noch am Tag zuvor und ihm war, als würde er statt Wasser flüssiges Feuer hineingießen.

„Sieh mich an“, befahl der Fremde, der wie aus dem Boden gewachsen wieder hinter ihm stand, und Kirin fuhr erneut zusammen. Zornig funkelte er den anderen an, während dieser sein Gesicht grob umfasste und sein Auge untersuchte. „Es sieht nicht gut aus“, bemerkte er gleichmütig, und Kirin brach der Schweiß aus; ungebetene Gedanken drängten sich in sein Gehirn, Gedanken an Öry und seine eiternde Wunde, die grauenhaften Striemen, die sich auf seinem Bein ausgebreitet hatten ...

„Du brauchst Heilkunst, die weit besser ist als meine.“ Der Fremde griff nach seinem Wasserbeutel und stand auf. „Du solltest die Bewohner

des Waldes aufsuchen. Es heißt, sie seien ziemlich geschickt im Umgang mit Heilkräutern. Allerdings weiß niemand, ob es sie wirklich gibt, von daher könnte es eine ziemlich langwierige Suche werden.“

Kirin starrte den Fremden an.

„An deiner Stelle würde ich mich beeilen“, fuhr der Mann unbekümmert fort, drehte sich um und ging davon. Für einen Moment wusste Kirin nicht, was er tun sollte.

Dann sprang er auf: „Warte!“

Der andere Mann blieb stehen. „Sieh an, es spricht doch.“

Grinsend wartete er, bis Kirin ihn eingeholt hatte.

„Ich muss zur Nordgrenze von Fallonia. Wie komme ich dorthin?“

Der Mann hob die Augenbrauen. „Eine feine Reise für einen, der kaum noch gerade stehen kann. Sei vernünftig, Junge, und vergiss alles, was du gerade denkst und fühlst. Deine Freunde werden nicht wieder lebendig, auch wenn du mit deiner Mistgabel in der Hand den Wind-

reiten hinterherläufst und massakriert wirst. Sie sind tot. Du lebst. Akzeptiere das und verschwinde von hier.“

„Hör zu, du verstehst das nicht! Ich muss dorthin, das ist unglaublich wichtig! Ich werde ... man braucht mich dort!“ Unfähig, dem Fremden die Dringlichkeit seiner Situation zu vermitteln, brach er ab. „Kannst du mir nicht sagen, wie ich dorthin komme?“

Der andere starrte ihn an und es hätte nicht deutlicher sein können, dass er ihn für verrückt hielt.

„Junge, lass es gut sein. Du bist verletzt, du brauchst Hilfe. Such dir welche.“

Er wandte sich ab und ging auf den zerstörten Dorfausgang zu. Kirin wusste nicht, warum es ihn so in Rage versetzte, vielleicht, weil dieser Mann das einzige lebende Wesen außer ihm in diesem verfluchten Dorf war, vielleicht, weil er ihm ungefragt geholfen hatte und ihn jetzt einfach im Stich lassen wollte, vielleicht auch einfach, weil es ihm so offensichtlich egal war, dass alle Bewohner dieses Dorfes tot waren und

Kirin voraussichtlich sein Auge verlieren würde. Zornig eilte er ihm hinterher und packte ihn an der Schulter. Zumindest versuchte er das eine Zeitlang, bis ihm klar wurde, dass er den Hebelgriff, in den ihn der Fremde ohne die geringste Kraftanstrengung gezwängt hatte, nicht würde brechen können.

„Lass – mich – los!“, würgte Kirin, und tatsächlich ließ der Fremde von ihm ab.

„Normalerweise würde ich dich töten“, erklärte er ihm gelassen. „Aber du bist offensichtlich verwirrt, und Geistesschwache zu töten liegt nicht in meiner Natur.“ Er stieß Kirin zu Boden, der vor Schmerz grunzte.

„Bitte!“, brachte Kirin hervor, vor dessen Augen plötzlich unzählige dunkle Punkte flimmerten. „Bitte, du musst mir helfen!“

„Ich sehe nicht ein, warum ich das müsste“, erwiderte der Fremde gleichmütig. Kirin wollte etwas entgegnen, bekam aber kaum mehr genügend Luft, um atmen zu können, geschweige denn zu sprechen. Die Punkte vor seinen Augen wollten nicht verschwinden, und dazu gesellte

sich ein merkwürdiges Summen in seinen Ohren, als ob ein wütender Fliegenschwarm versuchte, aus seinem Kopf zu entkommen. Der Fremde sagte irgendetwas, doch die Worte hallten merkwürdig wider und drangen nicht zu ihm durch. Er würgte, spürte ein ekelerregendes Brennen in der Kehle und sackte in sich zusammen.

Er lag auf dem Rücken, als er die Augen aufschlug und verdutzt in einen kränklich blauen Himmel hinaufblinzelte. Es war glühend heiß und ein widerlich saurer Geruch hing schwach in der Luft. „Du hast eine ziemliche Sauerei gemacht“, ertönte die Stimme des Fremden irgendwo außerhalb seines Gesichtsfeldes. „Ich würde sagen, du hast eine Gehirnerschütterung. Die einzige vernünftige Erklärung, wenn man bedenkt, wie du dich aufführst.“

Das hellbraune Gesicht des Mannes schwebte über ihm und musterte ihn nachdenklich. „Trotzdem hast du unwahrscheinliches Glück gehabt. Womit haben sie dich verletzt?“

„Kriegsschleuder“, krächzte Kirin, wobei er registrierte, dass der saure Geschmack auch in seinem Mund war.

„Nur eine? Wohl kaum.“ Der Fremde ging neben ihm in die Hocke und untersuchte erneut sein Gesicht. „Das hier sieht nach einem Wurfstern aus“, murmelte er mehr interessiert als besorgt. „Du hast einen ziemlich harten Schädel und ein paar sehr mächtige Götter auf deiner Seite, würde ich sagen. Wer immer den Stern nach dir geworfen hat, hat dich nur gestreift, ansonsten hättest du jetzt kein Auge mehr und ein ziemlich hässliches Metallinstrument im Kopf stecken.“

Kirin gab keine Antwort; er fühlte sich unendlich schwer und hatte Mühe, sein unverletztes Auge offenzuhalten. Der Fremde schien das zu ahnen, denn er packte ihn in diesem Moment an der Schulter und schüttelte ihn unwirsch. „Nicht einschlafen, hast du mich verstanden? Es könnte sehr gut sein, dass du nie wieder aufwachst.“

Kirin versuchte sich zusammenzureißen, doch es war schwierig. Ein bisschen besser wurde es, als der Fremde seinen Kopf anhob und ihm etwas Wasser aus seinem Schlauch einflößte. „Wann hast du das letzte Mal etwas gegessen?“, fragte der Mann.

Kirin dachte nach, doch davon bekam er grauenhafte Kopfschmerzen, also stöhnte er nur leise.

Der Fremde verzog den Mund. „Also schön“, murmelte er, stand auf und verschwand für eine ganze Weile. Kirin dämmerte vor sich hin, während Wellen matter Schmerzen über ihn hinwegglitten. Er machte sich Sorgen, weil er das ganze Wasser, das er am vergangenen Abend zu sich genommen hatte, ausgekotzt hatte. Ob er sterben würde? Seltsam, wie unbeteiligt er diese Frage plötzlich betrachtete. Seine Augen wurden so schwer, dass er sie schließlich nicht mehr länger offenhalten konnte. Er nickte ein und spazierte durch die engen Gassen von Vinstrenholm, Teg an seiner Seite. Sein Kopf tat etwas weh, aber ansonsten fühlte er sich großar-

tig. In seinem Rücken hörte er Megan rufen, und schuldbewusst drehte er sich nach ihr um, nur um Ilmaja gegenüberzustehen, der mit seinem Schwert ausholte und auf sein Gesicht zielte.

Kirin zuckte zusammen und schnappte nach Luft; er hatte kaum mehr geatmet, und einen erschreckenden Augenblick lang war er sicher, dass sein Herz nicht mehr schlug. Dann jedoch ertastete er mit seinen Fingern ein sanftes, aber beständiges Pochen unter seinen Rippen und ließ sich erleichtert zurücksinken. „Nicht einschlafen“, murmelte er zu sich selbst, „nicht einschlafen.“ Dieses Mantra im Kopf lag er da, während sich beunruhigende Gedanken in seinen schmerzenden Hinterkopf einschlichen, Gedanken daran, dass der Fremde wahrscheinlich weggegangen war, um ihn hier zum Sterben zurückzulassen. ‚Vielleicht‘, dachte er, ‚vielleicht hat er doch zu den im Sand versteckten Kriegeren gehört und will sich nur ein wenig die Zeit vertreiben, ehe er mich tötet.‘ Kirin wusste, er musste aufstehen, doch seine Glieder ge-

horchten ihm nicht mehr. Verzweifelter als je zuvor wünschte er sich Megan zurück und verfluchte sich, dass er sie im Stich gelassen hatte. Aber jetzt war es zu spät. Sie war höchstwahrscheinlich tot, und er würde es auch bald sein.

„Freu dich, Junge“, ertönte die Stimme des Fremden in seinem Rücken, „es gibt Fleisch. Tut mir in der Seele weh, dir davon abzugeben, aber du hast nicht nur Blut, sondern auch Salz und Wasser verloren, so wie du nach Schweiß stinkst. Setz dich auf.“

Kirin wollte gehorchen, doch er konnte kaum den Kopf heben. Der Fremde verdrehte die Augen und half ihm hoch. „Sie müssen deine Birne ziemlich zermatscht haben, nicht wahr, kleiner Freund? Aber füttern werde ich dich nicht, also nimm dich gefälligst zusammen.“

Nachdem Kirin einige Streifen dunkles Dörrfleisch hinuntergeschlungen hatte, fühlte er sich besser, und als der Fremde ihm einige Scheiben Trockenäpfel in den Schoss legte, war ihm nach Weinen zumute. Er hatte – bis auf die Monde in der Bibliothek – nicht gerade im Überfluss ge-

lebt, aber solchen Hunger hatte er noch niemals zuvor gehabt. Er war versucht, alles auf einmal in sich hineinzuschaufeln, doch der Fremde packte ihn am Handgelenk.

„Langsam, Junge“, befahl er. „Dieses Essen wegzugeben ist mir schwer genug gefallen. Wenn du es nachher wieder von dir gibst, stopfe ich es eigenhändig in deinen Mund zurück, verstanden?“

Kirin nickte und kaute langsamer. Tatsächlich war ihm immer noch übel und merkwürdig schwindelig, aber mit jedem Bissen, den er zu sich nahm, kehrte etwas von seiner Kraft zurück. „Danke“, brachte er schließlich hervor. „Danke für Eure Hilfe.“

„Sieh da, der Bursche erinnert sich an die Höflichkeit“, meinte der Fremde spöttisch. „Dieser Tag ist voller Überraschungen.“

Kirin musterte das Gesicht seines Retters und versuchte, sein Alter abzuschätzen. Ende zwanzig, Anfang dreißig vielleicht? Er betrachtete das abgewetzte Leder, das er trug: Leichte, wetterfeste Reisekleidung, vom Staub der Wüste

bedeckt und ohne irgendeinen Schmuck oder ein Wappen, das auf seine Herkunft hingewiesen hätte.

„Wer seid Ihr?“, fragte Kirin.

Der andere musterte ihn einen Moment lang abschätzend, dann grinste er, als hätte Kirin etwas sehr Lustiges und sehr Dummes zugleich gesagt. „Nur ein Dummkopf, der sich in Dinge verwickeln lässt, die ihn nichts angehen. Aber wenn du darauf bestehen willst, nenn mich Rhùk.“

„Rhùk“, wiederholte Kirin; Megan hätte bestimmt gewusst, aus welcher Region des Kontinents der Name stammte und ihm lange Vorträge über seine etymologische Bedeutung gehalten, er jedoch konnte rein gar nichts damit anfangen.

Mit einem leisen Anflug von Ärger über sich selbst sagte er: „Ich heiße Kirin.“

Der Mann namens Rhùk brummte nur, als wäre ihm das herzlich egal. Er hatte sich über schwere lederne Satteltaschen gebeugt und zurrte Schnüre und Riemen zusammen. Insge-

samt machte er den Eindruck von jemandem, der sich zu einem raschen Aufbruch bereitmacht. Das beunruhigte Kirin. „Gehört Ihr zu den Steppenvölkern?“, machte er einen weiteren vorsichtigen Anlauf, ein Gespräch zu beginnen.

Rhùk blickte ihn von unten her an. „Wird dir dieses Wissen in deiner augenblicklichen Lage irgendwie helfen?“

Kirins Kopf tat noch immer ziemlich weh und daher fiel es ihm nicht leicht, sich darauf eine schlaue Antwort einfallen zu lassen. Dennoch versuchte er es. „Wenn Ihr keiner von ihnen seid, was macht Ihr dann in diesem Dorf?“

„Die gleiche Frage könnte ich dir stellen, oder?“ Rhùk wandte seine Aufmerksamkeit wieder seinem Gepäck zu. „Du gehörst nicht hierher, oder du wärst nicht halb verhungert.“ Kirin zögerte; auf keinen Fall wollte er einem Fremden, wenngleich er ihm geholfen hatte, verraten, wer und warum er hier war, aber er hatte Angst, dass Rhùk einfach gehen würde, wenn er ihn nicht am Reden halten konnte. „Ich

komme aus dem Norden“, gestand er vorsichtig. „Und ich muss dringend zur fallonischen Grenze. Wisst Ihr, wie ich am schnellsten dorthin komme?“

Rhùk seufzte, als wollte er sagen: ‚Jetzt fängt er schon wieder damit an.‘

„Am schnellsten kommst du dorthin gesund, mit einem Pferd unter deinem Arsch und sehr viel zu essen im Gepäck. In deinem Zustand wirst du es nicht einmal zur Waldgrenze zurückschaffen. Ich erinnere dich ungern daran, aber dein Auge ist ziemlich verletzt. Würde mich nicht wundern, wenn du erblindest.“

„Ich muss aber nach Fallonia gehen!“, widersprach Kirin heftiger, als er gewollt hatte; das Gerede von Blindwerden und Sterben machte ihn allmählich nervös.

Rhùk hatte seine Taschen fertig gepackt und legte sie zur Seite. „In Fallonia herrscht Krieg, Kleiner. An der Südgrenze, wo du so unbedingt hinwillst, sammeln sich die Truppen der Ostländer, um den Vormarsch des Großfürsten abzuwehren. Falls du also nicht ein meisterhaft

getarnter Wunderkrieger bist, der mit seinen Augen Feuerbälle und Blitze verschießen kann, bezweifle ich, dass man dort Verwendung für dich hat.“

Unter Kirins Angst und Verzweiflung keimte ein Funken Wut auf. „Ich muss dorthin“, sagte er entschieden. „Aber meine Begleiter und ich haben uns verirrt, als wir im Grenzwald unterwegs waren. Wir haben die Waldleute getroffen, aber wenn ich durchs Unterholz irre, verhungere ich, ehe ich den Weg zurück zu ihnen gefunden habe.“

„Wenn du nicht vorher an deinen Verletzungen stirbst“, stimmte Rhùk zu. Dennoch wirkte er ein wenig interessierter als zuvor. „Deine Begleiter sind tot, nehme ich an?“

Kirins Herz zog sich schmerzhaft zusammen. „Ja“, sagte er.

Rhùk nickte. „Dann gehörst du also zu den Idioten, die in das Dorf reinspaziert sind, obwohl man Tod und Blut eine Meile gegen den Wind riechen konnte?“

Kirin brauchte einige Lidschläge, um zu begreifen, was Rhùk gerade gesagt hatte. Dann rastete etwas ein. „Ihr habt uns beobachtet?“

Rhùk zuckte die Schultern und stand auf, die Satteltaschen über die Armbeuge gelegt. „Natürlich. Ich habe ganz in eurer Nähe gerastet, aber ich muss zugeben, dass mein Augenmerk eher auf die bis an die Zähne bewaffneten Ostsoldaten gerichtet war als auf dich. Natürlich erklärt das, warum du so hoffnungslos hilflos hier draußen herumgehockt hast; ihr Ostlinge seid wirklich naiv. Ein ortskundiger Steppenbewohner hätte sich zehnmal an dich heranschleichen und dich erschießen können.“

„Warum habt Ihr uns nicht geholfen?“, fragte Kirin, für alles andere taub; die Erkenntnis, dass ein gut ausgerüsteter Kämpfer, der offensichtlich von der Katastrophe in dem Dorf gewusst hatte, die ganze Zeit in ihrer Nähe gewesen war und keinen Muskel gerührt hatte, um sie zu warnen, verdrängte sämtliche Schmerzen aus seinem Bewusstsein. Rhùk hob die Augenbrauen. „Bin ich denn verrückt? Wieso bei allen

Westlichen hätte ich euch helfen sollen? Abgesehen davon, dass ich mich ungern mitten in der Nacht an schwer bewaffnete Fremdländer heranmache, wäre es Wahnsinn gewesen. Die Windreiter hätten mich entdeckt und genauso niedergemetzelt wie deine Freunde, und wem hätte das genützt? Dir doch am allerwenigsten, möchte ich meinen.“

Kirin gab keine Antwort; ein bitterer Geschmack haftete in seinem Mund, der nichts mit Erbrochenem zu tun hatte. Rhùk schob sich die Taschen auf die Schulter und ging davon, ohne sich noch einmal umzuschauen. Kirin rappelte sich auf, wobei die Welt wieder in eine bedenkliche Schiefelage kippte, und stolperte hinter ihm her. „Wohin geht Ihr?“, keuchte er; der Schluck Wasser, den Rhùk ihm gegeben hatte, hatte nicht lange vorgehalten und seine Zunge klebte am Gaumen. Rhùk machte sich nicht die Mühe, sich umzudrehen. „Nach Osten“, sagte er. „So weit wie möglich.“

„Dann kann ich mit Euch kommen“, haspelte Kirin. „So lange wir den gleichen Weg haben.“

„Glaub mir, Junge, wir haben nicht den gleichen Weg.“

Kirin blieb stehen; er hatte ein Gefühl im Magen, als fiel er von einem hohen, hohen Turm. „Aber ... was soll ich tun?“

Endlich drehte sich der Fremde zu ihm um und sah ihm offen ins Gesicht. „Geh nach Hause. Such dir ein paar warme Sachen zusammen und verschwinde von hier. Die armen Kerle werden sie wohl kaum mehr benötigen.“

„Ich kann nicht nach Hause. Ich habe keins.“

„Das ist ein Problem, ja. Aber deins.“

„Warum habt Ihr mir dann geholfen?“, schrie Kirin, als Rhùk sich schon wieder abwenden wollte. „Warum habt Ihr mich nicht einfach liegenlassen, wenn es Euch so egal ist, was aus mir wird?“

„Weißt du, Kleiner, je länger ich dich kenne, umso mehr beginne ich mich das zu fragen.“ Rhùk ging zum Tor hinaus Richtung Norden, wo eine schwarze Linie am Horizont den Grenzwald kennzeichnete.

„Ihr wolltet nicht, dass ich sterbe. Ich werde aber sterben, wenn Ihr mir nicht helft!“

Zwar konnte er nur Rhùks Hinterkopf sehen, aber er war ziemlich sicher, dass er mit den Augen rollte. „Hör zu, ich kann keinen Ballast gebrauchen! Ich will nur verschwinden und meine Ruhe haben. Ich war dämlich genug, in dieses Dorf zu kommen, dabei könnte ich schon längst weit weg sein.“

„Ich werde Euch nicht zur Last fallen!“, versprach Kirin, was jedoch ein schwächliches Argument war, da er im nächsten Augenblick stolperte und hinfiel; Büsche und Sandhügel drehten sich vor seinen Augen und er musste heftig blinzeln, um wieder gerade zu sehen. „Ich kann Euch nützlich sein!“

„Wie das?“, fragte Rhùk. „Indem du mir meine Vorräte wegisst, mein Wasser trinkst und mein Pferd langsamer machst?“

Kirin sah hoch. „Ihr habt ein Pferd?“

Rhùks Miene verfinsterte sich und er sah aus, als ärgerte er sich über sich selbst. „Nein.“

„Ich bezahle Euch!“ Kirins fiebrigem Gehirn wollte nichts anderes mehr einfallen. Er kniete auf dem heißen Sand, zu durstig, um aufzustehen, und starrte hoch in Rhùks abweisendes Gesicht. Zu seiner Überraschung lachte der andere.

„Bezahlen? Womit? Willst du mir dein Blut verkaufen? Es gibt Nomadenstämme, die du dafür kaufen könntest, nur würden sie dir so viel davon abnehmen, dass du deine Ankunft im Osten nicht mehr erlebst.“

„Ich bezahle Euch mit Gold.“ Als Kirins Gedanken zu Limrian und seinen purpurnen Mänteln und juwelenbesetzten Ringen wanderten, wurde seine Stimme sicherer. „Viel Gold.“

An Rhùks belustigter Miene änderte sich nichts. „Wo willst du denn Gold hernehmen, kleiner Junge, willst du mir das verraten?“

„Ich habe keins ... aber mein Vater“, erfand er hastig und kämpfte sich hoch. Er erinnerte sich an die Geschichte, die sich Limrian für ihn ausgedacht hatte, und beschloss, dass es am einfachsten war, nicht von ihr abzuweichen. „Er ist

einer der Feldherren im Heer von Egasté und erwartet, dass ich zu ihm stoße. Meine Begleiter haben mich aus einem der Grenzkastelle abgeholt, in dem ich ausgebildet werden sollte, und auf dem Weg durch den Wald haben wir uns verirrt. Dann ... ist das hier geschehen.“ Kirin stockte; einerseits war er stolz auf sich, in Rekordzeit eine solche Geschichte zusammenzudichten, andererseits hatte er das unbestimmte Gefühl, damit die Erinnerung an seine Begleiter zu beschmutzen.

„Ist das so?“, erwiderte Rhùk, dem anzusehen war, dass er kein Wort davon glaubte.

Kirin nickte. „Ich muss das Heerlager erreichen. Aber das Land hier kenne ich nicht, außerdem hatten wir keine Vorräte mehr übrig. Wir hofften, in diesem Dorf Lebensmittel zu bekommen, aber ...“

„Um auf die Sache mit dem Gold zurückzukommen“, unterbrach ihn Rhùk und verschränkte die Arme vor der Brust, „von wem genau erhalte ich dieses Gold, vorausgesetzt,

ich bringe dich sicher zu deinen ostländischen Freunden?“

„Von meinem Vater“, log Kirin rasch.

„Und wer ist dein Vater?“

„Herr Limrian aus Egasté, ein Mitglied des Hohen Rates von Semja und Magister an der Großen Bibliothek.“ Kirin betete, dass Rhùk sich in Adels- und Politikerkreisen nicht auskannte, ansonsten hatte er sich gerade sein eigenes Lügengebäude zerschmettert.

Rhùk betrachtete ihn.

„Du bist ein verrückter kleiner Junge“, erklärte er langsam, machte jedoch keine Anstalten wegzugehen.

„Er wird unermesslich dankbar sein, wenn Ihr mir helft“, versprach Kirin, dieses Mal absolut sicher, die Wahrheit zu sagen. Er schwitzte aus allen Poren, doch er hatte gesehen, wie Rhùk seine Kleidung musterte, und obwohl blutverschmiert und zerrissen, musste ihm aufgefallen sein, wie teuer die Stoffe waren. Als er nach einigen Herzschlägen noch immer nicht antwortete, fügte Kirin hinzu: „Was habt Ihr zu verlie-

ren? Ihr wollt ohnehin nach Osten, habt Ihr gesagt! Es wäre für Euch kein Umweg. Und wenn ich nicht bin, was ich Euch sagte, wird es Euch keine Schwierigkeiten machen, mich zu töten.“ Ihn schauderte bei seinen eigenen Worten, und eine leise Stimme, die sehr nach Megan klang, empfahl ihm im Stillen, den Mann nicht auf dumme Gedanken zu bringen. Endlich löste Rhùk den Blick von Kirins Gesicht. „Tut mir leid, Kleiner. Ich kann mich nicht mit dir aufhalten.“

Alle Luft wich aus Kirin; er hatte Rhùk überzeugt gehabt, da war er sich sicher. Aber irgendetwas hatte ihn zu einer Umentscheidung bewogen.

„Aber ...“

„Nehmen wir an, ich brächte dich tatsächlich an die fallonische Grenze“, überlegte Rhùk laut, „wer sagt mir dann, dass dort nicht fünfzig ostländische Krieger auf mich warten, die mir den Kopf abschlagen, weil die Leibwache ihres Jüngelchens nicht zurückgekehrt ist? Oder weil du

ihnen erzählst, ich hätte ... was weiß ich, dich entführt, um ein Lösegeld zu erpressen?“

„So etwas würde ich nicht tun!“, entgegnete Kirin heftig, doch Rhùk winkte ab. „Ich habe genug eigene Probleme am Hals, auch ohne dich. Also lass es gut sein.“ Er schnallte sich einen prall gefüllten Wasserschlauch ab und warf ihn Kirin vor die Füße.

„Hier. Versuch deine Waldleute zu finden. Vielleicht können sie dir helfen. Wasch auf jeden Fall weiter dein Auge aus, falls du nicht auf mich hören willst. Leb wohl, kleiner Verrückter.“

Kirin stand da, unfähig, sich zu rühren, während Rhùks Gestalt hinter den Sanddünen immer kleiner wurde. Ihm war, als würde ihm der Boden unter den Füßen weggezogen; einen kurzen, strahlenden Moment lang hatte er geglaubt, einen Ausweg aus dieser furchtbaren Misere gefunden zu haben, nur um zu erkennen, dass die Welt noch viel grausamer war, als er geglaubt hatte.

Schwerfällig kniete er sich hin und hob den Wasserschlauch auf. Er nahm einen winzigen Schluck davon, um seinen Schwindel abzuschütteln. Dann zwang er sich, nachzudenken: Welche Möglichkeiten standen ihm offen? Er konnte tun, was Rhùk ihm gesagt hatte und zurück in die Wälder gehen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er den Weg zurück in die Siedlung der Waldleute finden würde, war gering, allerdings würde er dort leichter etwas zu essen finden als hier draußen, außerdem würde ein wenig Schatten seinem schmerzenden Kopf und Auge guttun. Andererseits würde er seinem Ziel so um nichts näherkommen, und wer wusste, was sich in der Zwischenzeit zwischen den feindlichen Armeen ereignet hatte? Wie viele Tage waren seit dem Angriff überhaupt vergangen? Einer, zwei? Zwar gab Kirin Rhùk Recht, dass er als einzelner und nicht sonderlich erfahrener Kämpfer in einer Schlacht nicht viel ausrichten würde, aber soweit er Limrian verstanden hatte, war seine Aufgabe eine größere als nur zu kämpfen.

Vorausgesetzt, dass er lebend ankommen würde.

Schwer atmend kehrte er in das zerstörte Dorf zurück, um seine Decken und den Spaten zu holen; er musste aus dieser Hitze raus, oder er würde verdursten, ehe er eine halbwegs vernünftige Entscheidung getroffen hatte. Noch dreimal musste er stehenbleiben und gegen die Übelkeit ankämpfen, wobei er Rhùks Wasser-schlauch halb leerte. Er sagte sich, dass er im Wald schon genügend Wasser finden würde, verdrängte allerdings sämtliche Gedanken daran, was wäre, falls er das Schwindelgefühl nicht in den Griff bekommen oder ohnmächtig werden würde.

Er sah sich nicht nach der Grube um, über der Krähen und andere, größere Vögel kreisten, als er das Dorf verließ und schließlich langsam, Schritt für Schritt, auf den Wald zuhielt.

Kirin schaffte es, die erste Baumreihe zwischen sich und die glühende Wüstensonne zu bringen, dann musste er aufgeben. Mit geschlossenen

Augen lag er da, die Finger in die kühle, bröckelnde Erde vergraben und wartete darauf, dass die Bäume um ihn aufhörten zu schwan- ken. Er erinnerte sich, dass die letzte Quelle, an der sie vorbeigekommen waren, etwa andert- halb Tagesmärsche zurücklag. Mit dem, was er noch an Wasser vorrätig hatte, wäre das norma- lerweise kein Problem gewesen, aber je länger er so dalag, desto unwahrscheinlicher erschien es ihm, dass er je wieder aufstehen würde. Rhùk hatte Recht gehabt; jetzt, nachdem Furcht und Selbsterhaltungstrieb ihn nicht mehr länger aufrecht hielten, merkte er erst, wie schlecht es wirklich um ihn stand. Er driftete erneut in ei- nen merkwürdigen Halbschlaf ab und hörte sich selbst nach Meister Temmo rufen, sah Me- gan vor sich, wie sie irgendwelche geheimnis- vollen Kräuter zusammenmischte und ihre küh- len Hände lindernd auf seine Stirn legte. Nur dass ihre Finger plötzlich Feuer fingen und sich wie glühende Nägel in sein Gehirn bohrten, und plötzlich wachte er stöhnend auf und starr- te in die Dunkelheit. Wieder strichen eiskalte

Winde über ihn hinweg, aber zumindest war er diesmal durch die Bäume ein wenig geschützt. Einen Herzschlag lang fragte er sich benommen, ob der Hunger ihn geweckt hatte – sein Bauch protestierte lautstark gegen den Mangel an Nahrung, den er ihm zumutete – doch dann hörte er Stimmen: Er lag mucksmäuschenstill, die Ohren gespitzt, während lautes Rascheln und Knacksen das Nahen von Leuten ankündigte. Es schienen viele zu sein, und nicht allzu weit von ihm entfernt. Er konnte keine einzelnen Stimmen ausmachen, nur dumpfes Murmeln und Rufen, und dann hörte er das Schlagen von Äxten.

„Sie fällen Bäume“, dachte er. Den wummern- den Schmerz im Kopf und an seinem Auge wie ein dumpfes Rauschen im Hintergrund, blieb er stocksteif liegen, während Fackellicht durch die Äste schimmerte und die rauen Männerstimmen in der Nacht wiederhallten. Ein- oder zweimal kamen Leute an ihm vorbei, so nahe, dass er die silbernen Verzierungen auf ihren Rüstungen sehen konnte. Jeder der Männer trug

zwei gebogene Schwerter auf dem Rücken. Kirin erinnerte sich, dass auch ihre Angreifer solche Waffen getragen hatten. Und im selben Augenblick fiel ihm ein, dass Rhùk davon gesprochen hatte, dass Windreiter ihn und die anderen überfallen hätten. ‚Windreiter‘, dachte er träge und versuchte sich Limrians Beschreibung von ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen: Eine uralte Gemeinschaft von Kriegerern, die diszipliniert und gnadenlos zuschlugen und gefährlicher waren als jede andere Art Soldaten, die es auf dem Kontinent gab. Er erinnerte sich auch, dass Limrian gemeint hatte, der Hohe Rat würde ihre Fähigkeiten unterschätzen und wenig geeignete Kämpfer gegen sie ins Feld schicken. Wenn sie ihn hier fänden, hatte er keine Zweifel, was sie mit ihm machen würden. Fast war es ein Glück, dass seine Arme und Beine so bleischwer waren, denn so riskierte er nicht, sich durch das versehentliche Zucken eines Fingers oder Zehs zu verraten.

Stunden vergingen, oder es kam ihm so vor, dann zogen sich die Fackeln zurück und all-

mählich verklungen auch Schritte und Stimmen ins Nichts. Kirin atmete ein wenig freier, und schließlich gelang es ihm, sich aufzusetzen. Er zitterte als hätte er Fieber, doch erstaunlicherweise fühlte er sich besser; seine Kopfschmerzen waren etwas zurückgegangen und auch der Schwindel war verflogen. Versuchsweise stand er auf und war erleichtert, als es ihn nicht gleich wieder henschlug. So leise es ging, schlich er zum Waldrand hin und spähte hinaus.

Was er sah, verschlug ihm den Atem: Eine Meile von ihm entfernt war die Ebene ein Meer aus Bewegung. Dutzende, hunderte von Krieger zogen an ihm vorbei, manche auf Pferden, andere zu Fuß, aber alle in entschlossenem, bis ins Unheimliche präzisiertem Gleichschritt. In regelmäßigen Abständen marschierten Fackelträger zwischen ihnen, die wie abgestürzte Sterne in einem Ozean aus Schwärze trieben. Nur ein paar Steinwürfe weit weg erkannte Kirin eine Nachhut derjenigen Krieger, die in den Wald gegangen waren, um Holz zu hacken. Kein Wunder, wenn man die Menge an Feuer be-

dachte, die sie brauchen würden, um all diese Menschen zu wärmen. Einer nach dem anderen kehrten sie in die Reihen ihrer Gefährten zurück und verschwanden zwischen ihnen. Während Kirin ihnen zusah, entfernten sich die Kolonnen immer weiter von ihm, marschierten Richtung Süden und wurden bald zu einem matten Lichtschimmer, als ob sich ein nahender Sonnenaufgang ankündigte.

„Sie ziehen nach Osten“, dachte er bei sich. „Die Heere sammeln sich. Oder ist der Krieg schon vorbei?“

Er wünschte, er hätte jemanden, der ihm mehr sagen konnte. Aber zumindest hatte er jetzt eine vage Vorstellung davon, was er tun würde: Er würde sich im Wald verkriechen und schlafen und danach auf Wassersuche gehen. Vielleicht würde er auch etwas zu essen finden. Marschieren würde er im Dunkeln, wie die Windreiter, und dabei in gebührendem Abstand ihrer Spur folgen. Bei all diesen Überlegungen verdrängte er die Gedanken an seine Augenverletzung und an die Gehirnerschütterung, die er laut Rhùk

zurückbehalten hatte. Es würde schon irgendwie gehen. Es musste.

Der erste Teil seines Plans gelang sehr gut: Er hatte sich einen versteckten Winkel nahe des Waldrandes gesucht und war eingeschlafen, ehe er sich richtig hingelegt hatte. Am nächsten Morgen war er aufgewacht und erfreut gewesen, dass sein Kopf sich viel besser anfühlte; andererseits war sein Auge noch weiter zuge-swollen und bestand nur noch aus wildem, pulsierendem Schmerz. Außerdem hatte er keinen Hunger mehr gehabt, was einerseits gut war, ihn andererseits aber irgendwie beunruhigte. Er war bis weit nach Mittag gelaufen und hatte rücksichtslos alles Wasser getrunken, das er bei sich gehabt hatte; wenn er keine Quelle fand, konnte er das ganze Unterfangen sowieso vergessen, und ob er hier starb oder draußen in den Steppen, konnte ihm in diesem Fall auch egal sein.

Das Glück hatte ihn jedoch nicht völlig verlassen: Er hatte einen kleinen Wasserlauf gefun-

den, denselben, der wohl auch die Quelle speisete, aus der er mit Kal'Un und den anderen zum letzten Mal Wasser geschöpft hatte. Vor lauter Freude hatte er sich bäuchlings hineingeworfen und mehr getrunken als je zuvor in seinem Leben. Auch für seine Kopfwunde war das kühle Bad eine Wohltat, und anschließend blieb er noch eine ganze Weile sitzen und wusch sich Gesicht und Schädeldecke. Selbst seinem Auge schien es nach dieser Behandlung besser zu gehen, was seine Laune trotz allem etwas hob. Hauptsächlich um den Augenblick, in dem er den Bach hinter sich lassen musste, aufzuschieben, bastelte er aus seinem Gürtel eine Art Falschlinge und legte sie aus. Er hegte keine großen Hoffnungen; zu gut erinnerte er sich daran, wie wenig Wild ihnen während der letzten Tage begegnet war. Dennoch hätte er ein schlechtes Gefühl gehabt, es nicht zumindest zu versuchen. Während er sich an dem kleinen Wasserlauf aufhielt, mühte er sich, nicht nachzudenken. Immer wieder schwammen die Gesichter seiner Weggefährten an seinem geistigen

Auge vorbei, hörte er Rhùk erklären, dass er sein Auge verlieren würde, sah er die unzähligen arachinischen Soldaten an sich vorbeiziehen. Und über alldem lag die Frage, wie er es mit nur einem Wasserschlauch von hier nach Fallonia schaffen wollte. Dem Waldverlauf zu folgen, wagte er jedoch nicht mehr; er würde ihn zu weit in den Norden führen und wenn er Pech hatte, würde er weiteren von diesen Bogenschützen in die Arme laufen. Wer wusste, was Ìlmaja den Westländern noch alles gesagt hatte, ehe seine Falle zugeschnappt war. Wenn es Überlebende gab, das würden sich die Arachinen wahrscheinlich denken, würden sie im Grenzwald Schutz suchen. Dennoch brach er nicht auf, ehe er die Sonne sinken sah; zu seiner Freude hatte sich ein Eichhörnchen in seiner Schlinge verfangen, und trotz der Gefahr, der er sich aussetzte, entfachte er ein kleines Feuer und briet es darüber. Es war ein altes Tier gewesen und das Fleisch zäh, aber in seiner augenblicklichen Lage kam es ihm vor, als hätte er nie etwas Köstlicheres gegessen. Schließlich sah

er ein, dass er nicht länger warten konnte; er trank noch einmal lange und ausgiebig, füllte seinen Schlauch bis zum Rand und ging los. Zurück zum Waldrand brauchte er nicht halb so lange wie auf dem Hinweg, was ihn erneut motivierte. Vorsichtig schaute er sich um, als er die letzten Bäume hinter sich ließ und sich dann entschlossen nach Südosten wandte.

Zu seiner Überraschung waren die Spuren, die die arachinischen Soldaten zweifellos hinterlassen hatten, nicht halb so deutlich wie er geglaubt hatte; Wind und Sand hatten einen Tag lang Zeit gehabt, ihre Arbeit zu tun, und so hatte er nur noch vereinzelt weggeworfene Fackeln und hie und da Spuren von Unrat, die ihm den Weg wiesen. Er begriff, dass es töricht gewesen war, so lange zu warten, aber er rechtfertigte sich damit, dass er nun, mit ein wenig Nahrung und viel Wasser im Bauch, wesentlich größere Chancen hatte, dieses Abenteuer zu überstehen. Er lief die ganze Nacht hindurch und rastete nur kurz, wenn er sich erleichtern musste oder

einen vorsichtig bemessenen Schluck Wasser trank. Leider jedoch kam er nicht halb so schnell vorwärts wie er geglaubt hatte, denn der Sand rutschte unter seinen Stiefeln und jeder Schritt vorwärts bedeutete zugleich einen halben zurück. Trotz der Kälte schwitzte er, und die Tropfen brannten in seinem verletzten Auge. Außer dem Heulen des Windes war nichts zu hören, und als einmal der Waldrand außer Sicht war, hatte Kirin das Gefühl, ganz allein eine völlig fremde und verlassene Welt zu durchreisen, in der er das einzige lebende und atmende Geschöpf war.

Doch das stimmte nicht, fiel ihm bald auf; im sanften Licht des nicht ganz vollen Mondes gewahrte er hie und da Tiere im Sand und hinter den spärlicher werdenden Büschen; kleine, krabbelnde Wesen, die sich seinem Blick entzogen, sobald er stehenblieb.

Ob manche davon wohl essbar waren?

Er fluchte leise vor sich hin, während er daran dachte, dass er Stunde um Stunde in den muffigen Lehrstuben der Bibliothek verbracht hatte,

um alles über Politik und internationale Beziehungen zu lernen, während keiner auch nur einen Gedanken daran verschwendet hatte, ihm solch simple kleine Überlebenshilfen beizubringen. Natürlich, von einem künftigen Großfürsten erwartete man wohl kaum, dass er zwischen Dornenbüschen schlief und halb verhungerte Eichhörnchen aß. Es war merkwürdig; seit dem Beginn ihrer Reise hatte er nur wenig an die eigentliche Absicht dahinter gedacht. Jetzt kam ihm der Gedanke erneut über die Massen lächerlich vor. ‚Ich habe eine Aufgabe‘, dachte er böse, ‚aber das hindert die Steppe nicht daran, mich erfrieren zu lassen.‘

Schließlich ging der Mond unter, die dunkelste Stunde der Nacht rückte heran, und er sah ein, dass er nicht mehr weiter konnte. Ächzend ließ er sich im Schatten eines gewaltigen Felsens in den weichen Sand fallen und versuchte irgendwie abzuschätzen, wie weit er vorangekommen war. Er war vielleicht fünf, mindestens aber vier Stunden gewandert, allerdings in einem Tempo, das langsam begonnen und mit der Zeit immer

schleppender geworden war. Er trank zwei Schlucke Wasser, um seinem schon wieder unruhigen Magen etwas zu tun zu geben, dann dachte er nach: Ein wenig trockenes Holz hatte er aus dem Wald mitgebracht, aber ein Feuer hier draußen in der flachen Steppe käme einem Signalhorn gleich. Er wickelte sich also in seine Decke und versuchte sich wach zu halten. Der pochende, stets gleich bleibende Schmerz in seinem Auge war mittlerweile nichts Ungewöhnliches mehr, wenngleich jede Erinnerung daran von einem ängstlichen Kribbeln begleitet wurde. Langsam dämmerte er weg, schreckte hoch und schlief wieder ein, bis er ein letztes Mal die Augen aufschlug und auf eine Bewegung im Sand aufmerksam wurde. Ein leises Rascheln, ein paar Sandkörner, die verrutschten, dann wieder Stille. Sofort war Kirin hellwach; konnte das einer der Windreiter sein, der sich im Dunkeln unbemerkt anschlich? Doch nein – noch einmal huschte und raschelte es unter dem Sand, dann kam ein kleines, im bleichen Sternenlicht glänzendes Tier zum Vor-

schein, wie Kirin es noch nie gesehen hatte: Es war etwa so groß wie Kirins Handteller, bestand aus einem großen runden Kopf mit Fühlern und einem schmalen Körper, aus dem mehrere Beinpaare ragten. Als es stehenblieb, hörte er ein leises Klicken und sah, dass an den Enden der Beine Greifzangen saßen.

Kirin runzelte die Stirn; in keinem Buch Meister Temmos, das er zu Gesicht bekommen hatte, war jemals ein solches Tier dargestellt gewesen. Am ehesten erinnerte es ihn an Beschreibungen aus den Legenden des ersten Zyklus, in denen von Dämonen und Ungeheuern die Rede gewesen waren, die aus dem Inneren der Erde zurückgekehrt waren, um die Drei und die von ihnen geschaffenen Menschen zu bekämpfen. Er überlegte gerade, ob er es verjagen sollte oder ob es vielleicht giftig wäre, als er hinter sich ein weiteres Klicken hörte: Auf dem Felsen, vor dem er sich niedergelassen hatte, hockten zwei weitere der Tiere. Kirin beschloss, es nicht darauf ankommen zu lassen; in seinem Zustand war es durchaus möglich, dass eins der Viecher

ihn biss, wenn er versuchte, es zu zertreten. Also zog er sich die Decke von den Schultern, um aufzustehen, nur um im nächsten Herzschlag erschrocken aufzuschreien; auch auf dem weichen Stoff saß eine der seltsamen Kreaturen und krabbelte ungeheuer schnell auf seinen Hals zu. Angewidert schüttelte er sie ab und stand auf. Zu seinem Entsetzen näherten sich auf dem hellen Sand immer mehr der wuselnden Kriechtiere; offenbar hatten sie auf dem Felsen oben gelauert und strömten geradewegs auf ihn zu. Hastig griff sich Kirin seinen Spaten, gerade noch rechtzeitig, um zu verhindern, dass die Viecher sich auch darauf niederließen. Er schaufelte einige von ihnen aus dem Weg und wich rückwärtsgehend von dem Stein weg. Erst als es unter seinem rechten Fuß leise knackte, erkannte er, dass er umzingelt war. Er fuhr auf dem Absatz herum und konnte plötzlich den Sand nicht mehr sehen, so viele der wuselnden Kreaturen waren mit einem Mal um ihn herum, krabbelten und klickten zornig mit ihren Greifzangen, während sie versuchten, an ihm empor

zu kriechen. In einem Anflug von Panik schlug und prügelte Kirin mit dem Spaten auf sie ein, zerquetschte und hackte sie entzwei, doch für jedes der Dinger, das er umbrachte, kamen fünf neue herangekrochen.

Der Boden lebte.

Während er unablässig auf die Tiere einschlug, versuchte er abzuschätzen, wie breit der Kreis war, den sie um ihn gebildet hatten; mit zwei großen Sätzen würde er sie hinter sich lassen können, aber ihm graute davor, die wimmelnde, klickende Masse zu berühren. Irgendwann sah er ein, dass er keine Wahl mehr hatte; mit aller Kraft ließ er seine Schaufel niedersausen, dann rannte er los. Die Hüllen der Insekten, die er zertrat, knackten widerwärtig unter seinen Stiefeln, doch dann stand er auf freiem Boden. Schwer atmend und mit wummernden Schläfen drehte er sich zu ihnen um, nur um mit einem Schauer des Entsetzens zu erkennen, dass sie ihm folgten. Blindlings rannte er los, während er immer wieder hinter sich aushieb, falls eins der Viecher ihm zu nahe kam. Sehr bald jedoch

begriff er, dass er nicht würde entkommen können; seine Lungen brannten und sein Kopf dröhnte, aber die krabbelnden Monster machten keine Anstalten, aufzugeben: Hartnäckig folgten sie ihm Schritt für Schritt, und mittlerweile musste ihre Zahl in die tausende gehen. Mit weit aufgerissenen Augen verharrte Kirin, während er darum kämpfte, nicht einzuknicken. Die Viecher würden ihm folgen und ihn irgendwann einholen und dann würden sie ihn bei lebendigem Leibe fressen. Fast wünschte er, er wäre in dem Dorf der Steppenbewohner gestorben, schnell und sauber und ehrenvoll. Alles war besser, als von diesen widerlichen Schattenkreaturen zerfleischt zu werden. Voller Wut schrie er auf und nahm einen letzten Anlauf, zumindest einigen der Viecher den Garaus zu machen, ehe sie ihn überwältigten; wie von Sinnen schlug er auf sie ein und spürte dabei, wie sie ihm bereits die Schuhe hinaufkletterten und in seine Kleider bissen.

Und plötzlich war der Himmel über ihm hell erleuchtet, Feuer brandete zwischen den Krea-

turen auf, steckte sie in Flammen und breitete sich aus, bis die ganze Kolonie lichterloh brannte.

Stimmen erklangen hinter ihm, und dann waren da Hände, die ihn abklopften und ihm den Spaten aus den Fingern rissen, Hände, die ihn zu Boden warfen und die letzten der kleinen Monster von ihm herunterfegten und sie zertraten. Dann herrschte Stille.

Kirin bewegte sich krampfhaft, drehte sich auf den Rücken und versuchte zu erkennen, was eigentlich vorging: Im Feuerschein standen Gestalten um ihn herum, sechs oder sieben vielleicht, die allesamt lange Umhänge trugen und die Gesichter verborgen hatten. Sie redeten miteinander mit kehligen, tiefen Stimmen, doch Kirin verstand kein Wort. Er versuchte sich aufzurichten, aber eine der Gestalten machte eine jähe Bewegung, und im nächsten Augenblick waren blitzende Klingen auf ihn gerichtet; breite, schartige Krummsäbel mit Handschutz. Kirin hob die freien Hände und legte sich erneut flach auf den Rücken.

„Was machen?“, bellte eine der Stimmen zu seiner Linken in verstümmelter Allgemeinsprache. „Du wer?“

Kirin schluckte. „Ich ... ich habe mich verirrt“, sagte er so langsam und so laut wie möglich. „Diese ... Dinger ... sie haben mich angegriffen.“

Lautes Gelächter antwortete darauf.

„Sie dich angreifen“, stimmte der Mann, der Kirin angesprochen hatte, zu. „Du sitzen vor Haus. Du Gefahr. Wer du sein, dass du sitzen mitten in Nacht vor Termitenhügel?“

Kirin hatte nicht die geringste Ahnung, was ein Termitenhügel war, aber allmählich dämmerte ihm, dass die verhüllten Männer ihm das Leben gerettet hatten.

„Ich ... ich wusste es nicht! Ich bin vom Weg abgekommen! Könnt ihr mir helfen?“

Wieder lachten die Männer, dann streckte einer von ihnen ihm seine Hand entgegen. Kirin ergriff sie und zog sich in die Höhe; die Finger des Mannes fühlten sich stark und schwielig an. Als Kirin stand, blinzelte er hastig, um das bereits vertraute Schwindelgefühl zu verdrängen,

dann musterte er seine Retter: Einer nach dem anderen nahmen sie die Tücher von ihren Gesichtern und Kirin sah, dass sie alle dunkle, wettergegerbte Züge hatten, breite Nasen und mandelförmige Augen. Derjenige, der Kirin aufgeholfen hatte, schien der älteste unter ihnen zu sein; er trug einen kurzen schwarzen Vollbart, durch den sich bereits erste silberne Strähnen zogen, hatte vernarbte Wangen und buschige Brauen über seinen listigen Augen.

„Ihr seid Angehörige der Steppenvölker, nicht wahr?“, fragte Kirin.

„Wir *Cresalkaîn*, junger Fremder“, erwiderte der alte Mann; er war etwas kleiner als Kirin und sehr stämmig, und wie er da mit in die Hüften gestemmt Händen stand, wirkte er eindrucksvoll. „Söhne der Steppe. Wir wandern in Flug von Sonne, doch jetzt sie schläft in Nest. Hinter diese Düne wir haben Lager. Was du machen? Du allein?“

„Ja“, erwiderte Kirin hastig. „Ich bin auf dem Weg nach Osten, zur fallonischen Grenze.“ Die

Männer wechselten bedeutungsvolle Blicke.  
„Wir auch nach Osten gehen. Du kommen?“

Kirin versagte fast das Herz vor Erleichterung.  
„Sehr gerne“, sagte er und schickte, nur um sicher zu sein, eine kleine Verbeugung hinterher. Erneut lachten die Männer laut und schallend auf. „Du kommen. Lager dort.“

Während sie gingen, drehte sich Kirin noch einmal um; die Fackeln, die die Steppenmänner auf die Tiere geworfen hatten, waren fast heruntergebrannt und ihre kokelnden Überreste verteilten sich bis weithin über den Sand. Dennoch blieben zwei der Männer zurück und traten hie und da nach einem der winzigen Kadaver, für den Fall, dass sich noch etwas regte.

„Termiten tot“, erklärte der Bärtige, „aber wenn nur eine lebt, bald kommen mehr.“

Kirin schauderte und wandte sich ab.

Das Lager der Steppenmänner entpuppte sich als ein halbes Dutzend im Kreis aufgestellte Zelte, kaum groß genug, um darin gebückt stehen zu können. In der Mitte des Lagers brannte ein

gemütliches Feuer und darüber drehte ein gebratener Vogel.

Kirin lief das Wasser im Mund zusammen; ohne dass er es verhindern konnte, inhalierte er den köstlichen Geruch und schloss die Augen.

Sein dunkelhäutiger Führer beobachtete ihn aus den Augenwinkeln. „Hunger?“, fragte er.

Kirin konnte nicht einmal antworten; er nickte nur. Der Bärtige machte eine unwirsche Handbewegung und rief etwas in seiner seltsam vokallosen Sprache, dann bedeutete er Kirin, sich ans Feuer zu setzen.

Eine halbe Stunde später hatte man Kirin in eine warme Decke aus weißem Ziegenfell gewickelt und ihm etwas in die Hand gedrückt, das wie ein viel zu groß geratenes Hühnerbein aussah. „Was ist das für ein Vogel?“, fragte er kauend.

Der Alte breitete die Arme aus und deutete seltsam hinkende Flugbewegungen an. „Geier“, erklärte er. „Große Vogel, aber langsam. Schmecken gut?“

Kirin nickte. „Großartig. Vielen Dank.“

Der alte Mann winkte ab. „Wie dein Name?“  
„Kirin“, erwiderte Kirin und warf seinem Retter einen neugierigen Blick zu. „Wer seid Ihr?“  
„Ich Kr'hé cékh Mrh'l“, sagte der alte Mann und warf sich stolz in die Brust. „Das“, fügte er mit einer herablassenden Handbewegung hinzu, die seine Gefährten umfasste, „Söhne und Enkel und Schwestersöhne.“

Kirin neigte den Kopf und die anderen erwiderten die Höflichkeit.

Manche von ihnen nahmen jetzt ihre Kapuzen ab und Kirin fiel auf, dass sie dunkle Tätowierungen auf der Stirn hatten. Kirin hätte gerne gefragt, was sie bedeuteten, aber er fürchtete, dass es unhöflich wäre.

„Das?“, fragte plötzlich einer der Jüngeren, dessen Bart ihm fast bis zur Brust reichte. Er deutete auf Kirins Gesicht.

„Oh“, machte dieser; endlich wieder etwas Richtiges zu essen zu bekommen, hatte seine Verletzungen kurzfristig aus seinem Gedächtnis gelöscht. „Ich habe mich am Auge verletzt.“

Kr'hé cékh Mrh'l ging in die Hocke und untersuchte Kirins Auge. „Das schlimm“, meinte er besorgt. „Tiefe Verletzung. 'shik!“, rief er. Einer der Männer, der aussah, als könnte er Kr'hé's Enkel sein, sprang auf und eilte zu den Zelten, wo er verschwand. Nur wenige Herzschläge später kehrte er zurück, den Arm voller merkwürdiger Schalen, Säckchen und einem kleinen ledernen Täschchen.

„Du liegen“, befahl Kr'hé cékh Mrh'l und füllte merkwürdige Pulver in eine Schale.

Kirin gehorchte, wenn auch mit einem flauen Gefühl in der Magengegend. Außer einigen Befehlen, die Kr'hé seinen Gefährten erteilte, sagte keiner mehr ein Wort. Kirin schluckte. „Was genau ...“

„Du trinken das“, befahl der alte Mann und hielt ihm eine furchtbar stinkende Flüssigkeit unter die Nase. Widerwillig gehorchte Kirin, schon deshalb, weil der Säbel an Kr'hé cékh Mrh'ls Brust gefährlich im Feuerschein schimmerte. Fast im gleichen Augenblick setzte die Wirkung ein; seine Glieder wurden steif und ein

seltsam warmer, wohliger Schleier hüllte seine Gedanken ein. Er ließ sich auf den Boden zurücksinken, herrlich frei von Sorgen und Stimmen im Hinterkopf. Vage erkannte er, dass alle sich im Kreis um ihn versammelten. Dann ragte Kr'hé cékh Mrh'l über ihm auf, einen hauchdünnen, silbern blitzenden Gegenstand in den Händen. Irgendjemand führte seitlich etwas an sein Gesicht heran, und eine stark nach Kräutern duftende Flüssigkeit tropfte ihm in die Augen.

„Jetzt stillhalten, Kirinfremder“, erklärte der Alte. „Sonst tun sehr weh.“

Fremde Hände fixierten seinen Kopf, jemand zog seine schmerzenden Augenlider auseinander, dann senkte sich die Nadel nieder.

Kirin wusste nicht, wie weh es getan hätte, wenn nicht starke Finger seinen Kopf und Körper am Bewegen gehindert hätten, doch so eingeklemmt, wie er jetzt lag, war es die Hölle auf Erden. Er schrie und brüllte, doch die Qual nahm kein Ende. Stimmen murmelten auf ihn ein, doch er hörte sie nicht, wusste, dass sie ihm

das Auge aus dem Kopf schnitten und sein Gehirn noch dazu, flehte, sie sollten aufhören, aber niemand hörte ihn. Irgendwann begannen sie, ihm etwas in den Rachen zu schütten, das fürchterlich brannte und stank, danach fehlte ihm jegliche Erinnerung.

Ein sanftes Schaukeln war das Erste, was er wahrnahm.

Einen langen, wohligen Moment entschied er sich, einfach nicht aufzuwachen und sich weiter dem Wiegen zu ergeben, wartete auf eine leise Stimme, die ihn in den Schlaf zurücksingen würde, und kostete die Wärme auf seinem Rücken.

Wie ein störender Sonnenstrahl zwischen die Lider, stahlen sich jedoch Gedanken in seinen Kopf, Erinnerungen daran, was geschehen war. Sein Herz schlug schneller, doch noch immer konnte er die Augen nicht aufmachen. War er blind, fragte er sich. Sein Körper zumindest schmerzte kaum noch, so als hätte er einen langen, erholsamen Schlaf hinter sich. Ein leiser

Schmerz in seinen Schläfen war alles, was ihn an die Kriegsschleuder erinnerte, und der wütende, wimmelnde Brand in seinem Auge war zu einem steten, aber sehr sanften Pochen abgeklungen. Versuchsweise tastete er mit der Hand nach seinem Gesicht und stellte zweierlei fest: Erstens, dass sein Auge noch da und die Region darum herum zwar noch heiß, aber abgeschwollen war. Zweitens, dass jemand ihm die Hände mit Stricken gefesselt hatte.

Unter Aufbietung all seiner Kräfte schlug er die Augen auf und blinzelte heftig; die Sonne stach ihm direkt ins Gesicht, obwohl ein dunkles Tuch über ihm aufgespannt worden war. Ein merkwürdiger Schleier lag über seinem linken Auge, der auch nach mehrmaligem Zwinkern nicht verschwinden wollte, doch ansonsten tat nichts weh. Er lag auf einer Art Wagen, mit Stoffplanen abgedeckt, um ihn nicht der prallen Sonne auszusetzen. Seine Hände und Füße waren gefesselt und durch einen weiteren Strick verbunden, sodass er sein Gesicht nur berühren konnte, wenn er die Beine anzog. Er lag mit

dem Kopf am Ende des Karrens und durch die Luke am Vorderende erkannte er das merkwürdigste Tier, das er jemals gesehen hatte: Es war groß, grösser als ein Pferd, und von brauner Farbe. Es hatte einen langen, peitschenden Schwanz und einen seltsamen Buckel auf dem Rücken, der es jedoch in keinster Weise zu stören schien. Kirin starrte es einige Herzschläge lang an, dann kämpfte er sich in eine sitzende Position.

„He!“, rief er. „He! Kr'hé cékh Mrh'l! Wo seid ihr? Was ist hier los?“

Einen Lidschlag lang gewahrte Kirin in einer Spalte zwischen den Tüchern ein grinsendes Gesicht, dann hörte er Stimmen und Gelächter. Mit einem Rumpeln kam der Wagen zum Stehen.

„Kirinfremder“, dröhnte Kr'hé cékh Mrh'l und erschien in seinem Blickfeld. „Du aufwachen. Gut, gut.“

„Was ist passiert?“, stammelte Kirin, den der Nebel in seinem Auge zunehmend störte. „Was habt ihr mit mir gemacht?“

„Helfen“, erwiderte der alte Mann und zeigte auf Kirin. „Auge kaputt. Wir gut gemacht. Gut?“

„Ich sehe fast nichts“, beklagte sich Kirin und versuchte erneut, die Hände an sein Gesicht zu bekommen.

„Nicht anfassen!“, befahl der alte Steppemann. „Wir dich binden, damit du nicht kratzen. Muss heilen. Keine Sonne, nichts. Du schlafen. Schlafen und heilen, dann gut.“

Erleichtert, zumindest dieses Geheimnis gelüftet zu haben, senkte Kirin die Hände. „Danke“, sagte er. „Aber jetzt bin ich wach. Ihr könnt mich losbinden.“

Bereits einen Herzschlag, bevor er das listige Blitzen in Kr'hé cékh Mrh'ls Augen sah, erkannte er, dass irgendetwas nicht stimmte.

„Nein, nein, Kirinfremder. Gut wie jetzt. Du schlafen. Wir dich führen.“

„Wohin?“, fragte Kirin, dem zunehmend der Schweiß ausbrach.

„Osten und Süden, wo du wollen“, erwiderte der alte Anführer lächelnd. Dann verschwand er.

„He!“, brüllte Kirin. „Komm zurück!“ Als niemand reagierte, begann er unwirsch an seinen Fesseln zu zerren und zu ziehen. „Macht mich los!“

Ruckartig wurden die Tücher zurückgeschlagen und die pralle Sonne schlug ihm ins Gesicht. „Still sein, Fremdling“, warnte eine andere Stimme direkt neben ihm. „Du jung und stark, aber wenn du weiter so schreien, wir dich trotzdem peitschen.“

Kirin erstarrte. „Was ist hier los?“, fragte er; sein Mund war ausgetrocknet.

Die Tücher senkten sich ein wenig, sodass er das Gesicht des Mannes sehen konnte; es war der bartlose Jüngling, der die Medizin für Kr'hé cékh Mrh'l geholt hatte. „Söhne von Westen bezahlen viel für gute Sklaven“, erklärte er sanft. „Sie sind in Osten und Süden jetzt, dort wir gehen. Du stark, du gut arbeiten. Besser sowieso,

wenn jemand denken für dich. Du dumm. Du sitzen vor Termitenhügel.“ Er lachte laut auf und ließ die Tücher los, sodass sie Kirin wieder in Dunkelheit hüllten.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind  
in den Formaten Taschenbuch und  
Taschenbuch mit extra großer Schrift  
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit  
versandkostenfrei über unsere Website:

[www.aavaa.de](http://www.aavaa.de)

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern  
über unser ständig wachsendes Sortiment.



[www.aavaa-verlag.com](http://www.aavaa-verlag.com)